Karl Schnieringer

Memminger Heimatbuch

Heidl Verlag

KARL SCHNIERINGER

MEMMINGER HEIMATBUCH

REIHE:

MEMMINGER HEIMATVERLAG

No. 1

Karl Schmieringer

Memminger Heimatbuch

herausgegeben vom
Schulamt Memmingen

die Bilder zeichnete
Walter Geiger

Maximilian Dietrich-Verlag
Memmingen

Die nicht gezeichneten Beiträge sind vom Herausgeber, Karl Schnieringer. Die Beiträge auf den Seiten 5, 23 und 122 sind mit Erlaubnis des Franz Ehrenwirth-Verlages, München, entnommen dem Werk Eugen Ortner: „Ein Mann kuriert Europa".

Lizenz No. US - E - 214
Copyright 1948 by Maximilian Dietrich-Verlag, Memmingen. Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany. Auflage 10 000. Satz, Druck und Bindearbeit: Allgäuer Anzeigeblatt J. Eberl K.-G., Immenstadt. - Einband und Illustrationen: Walter Geiger, Ottobeuren.

Im Unterland

Gott schütze unsere Fluren!

Im Allgäu, da freut sich der Ochs ein Ochs, und der Bauer ein Bauer zu sein. Über den Firnschnee zieht der Frühling bedächtig herunter ins grüne Tal. Ein rechter Bursch läuft schon im März mit bloßen Füßen über die dampfende Erde. Mistfahren, Mistbreiten!

Die Wintersaat sprießt schon hellgrün. Die Wiesen werden schon saftig, bald brechen Blumen und Kräuter hervor. Überall rauschen die Bäche. Dieses gottgesegnete Land zwischen Iller und Lech hat tausend muntere Bergwasser, die sich zuerst ein bißchen verduckt durch die Wiesen schleichen, bald aber in hellem Übermut aufrauschen, wenn sie plötzlich um eine Ecke springen, um dann gemächlich schelmisch zu gurlen und zu quängeln, als sei es noch eine lange, lange Reise zur Mutter Donau hinab.

Da steht am Weg ein Brünnlein aus Holz und ein Kreuz aus Stein. Der Herrgott und das frische Wasser laden zu Gast.

„Gott schütze unsere Fluren!" So predigt der Pfarrer jeden Sonntag von der Kanzel. Und alle Bauern brummen gemächlich mit.

(Ortner, Ein Mann kuriert Europa.)

Wie Heiligenbauers Franzl drei Ohrfeigen bekam

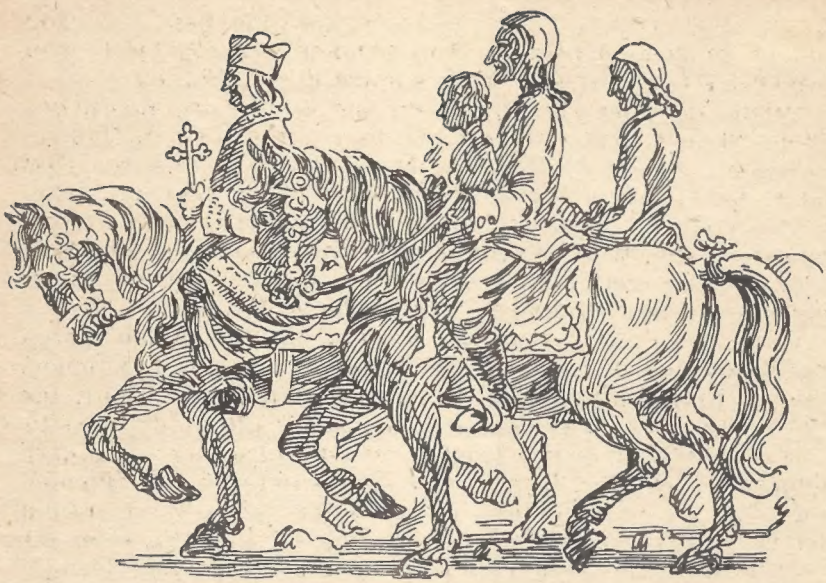
„Franzl, hole mir den Roßknecht in die Stube!" befiehlt der Heiligenbauer seinem Jungen. Der Franzl läuft, der Hiesl kommt. Wie der Roßknecht mit der Zipfelmütze in der Hand vor seinem Bauern steht, spricht jener: „Morgen ist Umritt. Daß mir die Fuchsstute nur so glänzt! Das will ich dir g'sagt haben!"

Am Umrittag weckt der Heiligenbauer früher als sonst sein Gesinde. Er selbst ist sonntäglich angezogen. In langen Lederhosen, blitzblanken Schaftstiefeln, rotem Sammetwams mit Silberknöpfen und lustigem Zottelkäppchen geht er durch alle Räume. Zuletzt besucht er den Hiesl im Roßstall, der die Stute kartätscht, daß er schwitzt. Das Tier glänzt. Der Bauer ist zufrieden, knüpft den flachsblonden Roßschweif auf und schenkt dem Hiesl einen Taler.

Der Franzl kommt hinzu. Ganz närrisch ist er vor Freude. Heute darf er zum ersten Male mitreiten. Um acht Uhr wiehert die Fuchsstute im Hofe. Der Heiligenbauer hebt den Franzl auf das Pferd und schwingt sich selbst in den Sattel. Die Hausmutter winkt unter der Haustüre stehend zum Abschied. „Hü, Fuchs!" ruft der Bauer und galoppiert geradewegs dem Kirchhof zu.

Dort warten bereits viele berittene Bauern. Immer noch kommen andere hinzu. Noch mancher hat seinen Jungen vor dem Sattel sitzen. Auch der Pfarrer ist dabei. Er trägt sein weißes Chorhemd; in der Hand ein goldenes Kreuz. Die rote Satteldecke auf dem weißen Schimmel gefällt dem Franzl besonders gut. Aus dem Meierhof reiten der Ammann und die Feldgeschworenen. Nach kurzer Begrüßung ordnen sich die Reiter zur Zweierreihe. Voran der Ammann, die Gerichtsmänner, die Feldgeschworenen, die Flurwächter und der Büttel. Ihnen folgen der Pfarrer mit dem Heiligenbauer, den Heiligenpflegern und die übrigen Bauern. Vor den Höfen stehen winkend die Mütter. Sie sind sehr stolz auf Reiter und Pferde. Die Jugend begleitet die Reiterschar bis zum Rande des Dorfes. „Schön ist der Umritt", denkt sich der Franzl. Schweigend sitzt er vor seinem strengen Vater. Ihm ist feierlich zu Mute.

Der Ammann führt die Reiter über Feldwege zu einer uralten Esche, die am Ende des Winteröschs steht. Die Geschworenen steigen von den Pferden und besichtigen das Grenzzeichen,



welches tief in den Stamm eingeschnitten ist. Der Ammann ruft feierlich: „Die Esche ist der Grenzbaum unserer Gmoind am Winterösch. Mein Breitenacker liegt ihr zunächst." Alle Männer brummen die Worte nach. Das klingt feierlich. Nun nehmen alle ihr Zottelkäppchen vom Haupte. Der Pfarrer segnet mit dem goldenen Wetterkreuz das Winterösch. Die Bauern beten: „Gott segne unsere Fluren!"

Weiter geht der Ritt, querfeldein, vorbei an wogenden Ährenfeldern, immer der Gemeindegrenze entlang. Sooft die Grenze von der geraden Linie abweicht, suchen die Geschworenen nach dem Zeichen in einem Steine, an einem Baumstumpf oder einem Holzapfelbaum. Wenn es schlecht sichtbar ist, wird es nachgeschnitten. Der Franzl paßt auf alles genau auf. Merkwürdig ist ihm, daß fast bei jedem Zeichen irgend ein Junge zu flennen beginnt.

Wie der Umritt zum Sommerösch kommt, ist wieder eine verwitterte Esche (Ösche) der Grenzbaum. Der Ammann ruft: „Unsere Grenz' am Sommerösch!" Der Heiligenbauer steht in die Bügel und ruft lauter als der Ammann es vermag: „Ihr zunächst liegt mein Heiligenacker!" Gleichzeitig gibt er dem

Franzl eine Ohrfeige, daß diesem Hören und Sehen vergeht und er zu flennen beginnt. Die Männer lachen. Der Pfarrer segnet das Sommerösch. „Gott schütze unsere Fluren!"

Weiter geht der Ritt zum Brach- und Weideösch. Erst gegen Abend ist die Gemeindegrenze umritten. Viermal hat der Pfarrer gesegnet. „So ein Ohrfeigentag!" denkt sich der Franzl. Drei hat er bekommen. Das stimmt genau mit der Zahl der Äcker an den Grenzen. Dabei ist er noch gut weggekommen. Nachbars Hansl hat fünf Grenzäcker und ganz rote Ohren! „Daß die Grenz' besser merken tust, drum hast's kriegt", sagt der Heiligenbauer zu seinem Buben auf dem Heimritt.

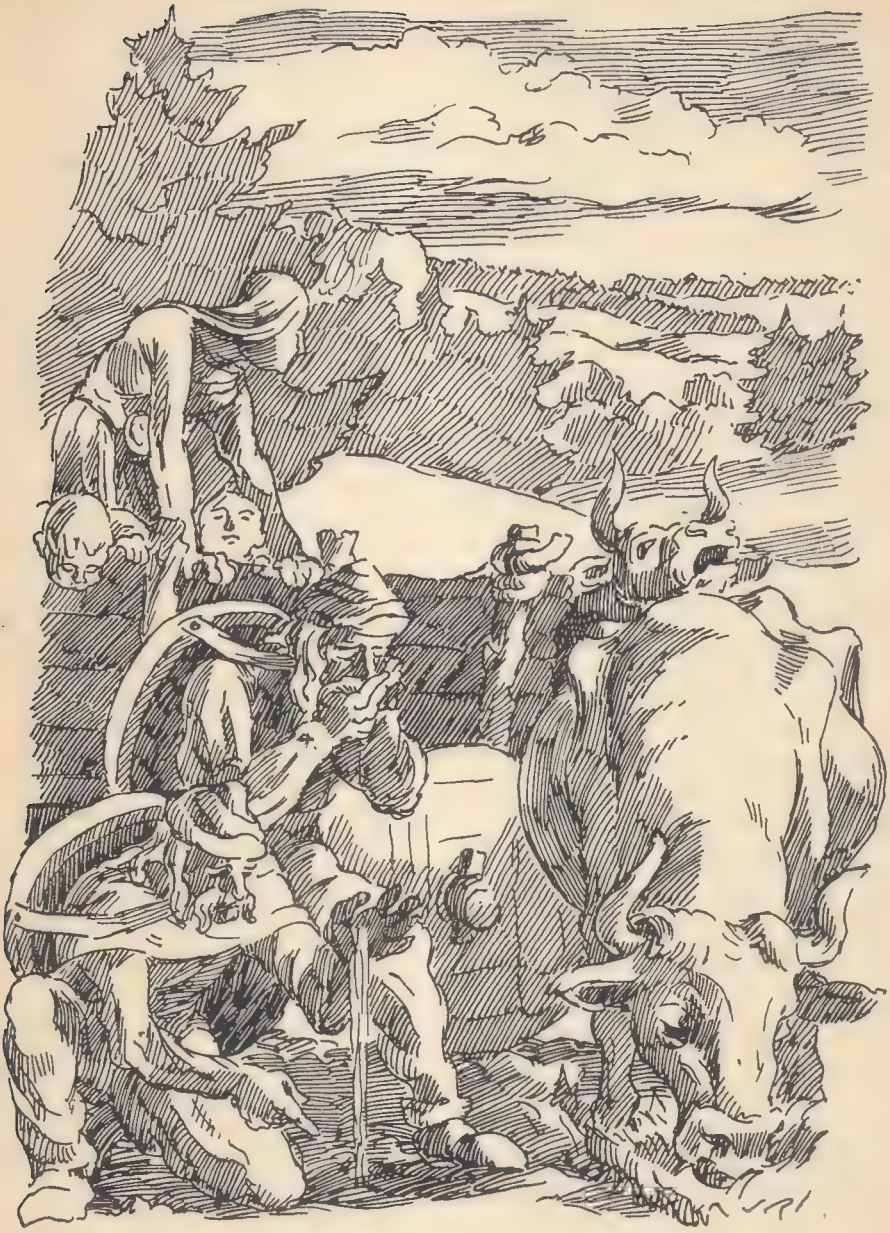
Beim Kreuzwirt steigen die Männer ab. Die Buben führen die Pferde nach Hause. Der Wirt hat nach altem Herkommen den Umrittschmaus bereitet. Es gibt Geräuchertes im Kraut und Kornschnaps dazu. Der Heiligenbauer zahlt die Rechnung für alle.

Du kannst nicht mehr mitreiten, weil dieser schöne alte Brauch aufgegeben wurde. Jedoch geht man alljährlich am Himmelfahrtstage um einen kleinen Teil der alten Ösche. Viermal singt der Geistliche den Wettersegen am Feldaltare, Wo einst die Grenzesche stand, ist nun ein schlichtes Feldkreuz. Der Herrgott und eine goldene Inschrift laden dich ein zum Gebete: „Gott segne und schütze unsere Fluren!"

Drunten im Unterland

Memmingen, Stephansried und Rettenbach sind die Torwächter des Allgäus. Weit öffnen sich hier die Täler der Iller und der Ost- und Westgünz. Reicher Wassersegen strömt vom grünen Oberland in die breite, braune Ebene des Unterlandes und gibt dem Boden jene Fruchtbarkeit, die der Allgäuer entbehren muß. Das Klima im tiefer gelegenen Land ist milder und bringt die Feldfrüchte gut vierzehn Tage früher zur Reife. Reicher und ergiebiger sind die Ernten. Aber zu den süßen Trauben fehlt auch hier die heiße Glut der Sonne. Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Hopfen und Zuckerrüben sind die Erzeugnisse des Unterlandes.

Zwischen Grönenbach und Heimertingen liegt das Memminger Trockental. Trotz dieses Namens rinnen auch hier zahlreiche Wässerlein durch saftiggrüne Wiesen. Ja, sie sind sogar in der



Lage, Mühlen, Sägen, alte Ölstampfen und Hammerschmieden in Betrieb zu halten. Vom Hohen Rain eilt die Buxach gegen Memmingen, wendet aber plötzlich bei Dickenreishausen, um sich bei Steinheim mit der Iller zu vereinigen.

Zwischen Pleß, Iller, Otterwald und Memmingen liegt unsere Kornkammer. Die Fruchtbarkeit dieses Gebietes haben schon unsere schwäbischen Ahnen erkannt, als sie sippenweise, heimatsuchend die Römerstraße heraufgezogen kamen. Da zerrieben prüfend die Männer des Haimunt, Otmund, Mamo und Worro die Erde mit den Händen und sie sprachen: „Der Boden ist gut, er wird uns ernähren." Dann stiegen die Mütter aus ihren Ochsenkarren und bauten die Zelte. Männer schritten messend die Marken ab und teilten sie in Öschen. Bauplätze wurden gesucht, abgesteckt und verteilt. Baumriesen stürzten, Blockhäuser und Dörfer entstanden: Memmingen, Heimertingen, Amendingen, Benningen und Woringen.

Die späteren Nachkommen der Sippen gründeten an den Flurgrenzen neue Höfe an den Stein (röm. Meilenstein), an die Ach, an das Ried oder zu den Felsen. Fast so wie das Oberland sah damals das Unterland aus. Um einige kleine, runde Dörfer lagen zerstreut die Einödhöfe des Bucho an der Ach, der Steinheimerhof, der Felwenhof, der Rieder-, Booser- und Pleßerhof. Viel Zeit ist vergangen, viel Arbeit und Schweiß hat es gekostet, bis aus den Höfen Dörfer wurden, bis die Kornkammer so fruchtbar und sauber war, wie sie es heute ist.

Immer wieder bedrohten Krieg und Pest, Not und Elend, Mißwachs und Hagelschlag die stillen, friedlichen Dörfer. Sie verzehrten den Fleiß und die Mühen vieler Jahrhunderte. Nur das große Vertrauen der Bauern zum lieben Herrgott, der ihnen nimmt und doppelt gibt, verlieh ihnen die Kraft, immer und immer wieder von vorne zu beginnen. War der Hof verbrannt, wurde er neu gebaut. Hatte der Feind die Felder verwüstet, wurden sie neu bestellt. Lag der Bauer erschlagen, führte die Witwe den Pflug. Welche Kraft liegt in solchem Volke verborgen! Aus dunklen Wäldern wurden Äcker, aus Sumpf und Ried die Weiden. Aus Höfen wuchsen Dörfer. Kirchen und Kapellen entstanden. Wo einst träge der Ochse schritt, rattern heute die Zugmaschinen, eilt staubaufwirbelnd der Lastwagen, stampft fauchend, dampfend das Zügle ins Oberland. „Bigott!" spricht dort der Allgäuer zum Unterländer: „Gib mir Mehl und Speck, kriegst mein Butterweck'! Brauchst an Ochsen, brauchst a Kuh? Lue, i hau grad gnue!"

In Eisenburg

Das Schloß Eisenburg gehört zu den ältesten Burgen unserer Umgebung. Schon am Anfang des 13. Jahrhunderts werden Ritter von Isinburg erwähnt. Dieses adelige Geschlecht ist aber im Laufe der Zeit verarmt und von 1455 an waren Memminger Patrizier die Herren dieses Schlosses, bis es in neuerer Zeit in den Besitz der Augsburger Familie Forster gekommen ist.

In der Neujahrsnacht 1926/27 ist das Schloß ausgebrannt. Wie eine Riesenfackel leuchtete der Brand weit in das Land hinein, während die Motorspritzen von Memmingen und Ottobeuren sich in dem hohen Schnee abmühten, an den Brandplatz zu kommen.

Viele Leute sagen, vor dem Brande sei das Schloß schöner gewesen. Wir dürfen froh sein, daß es seine alte Gestalt mit dem hohen Walmdach, den reizvollen welschen Hauben auf den Seitentürmchen wieder bekommen hat. Besonders stattlich ist die hohe Brücke, die über den tiefen Burggraben in das Schloß führt.

Schön ist es auch im Garten des nahen Gasthauses „Zum Hirsch", wo man den weiten Blick in das Land hinaus genießen kann. Besonders auffällig ist die immer weiß leuchtende Kirche von Ottobeuren. Wer gute Augen hat, sieht sogar die Mindelburg. - Ein Ausflug nach Eisenburg mit seinem herrlichen Ausblick in das Ober- und Unterland hat noch niemand gereut.

(Walter Braun)

Der Amendinger Maler

„Ich möchte mit dir in der Bildschachtel stöbern. Ei, das ist ja ein schlimmes Durcheinander! Schnell ausgebreitet auf den Tisch und Ordnung gemacht! Hierher alle Schiestl-, dorthin die Hummelbildchen. Siehst du, nun kommt Ordnung hinein. Da liegen nun sauber geschichtet die Murillo-, die Madlener-, die Lochnerbilder. Ein Bändchen herumgebunden und wieder in die Schachtel gelegt! Die Madlenerbildchen aber wollen wir ausbreiten. Schau, das gibt eine ganze Ausstellung! Christkindchen zieht durch den Wald, Tiere versammeln sich bei der Gottes-

mutter, Zwerge und andere Märchengestalten tummeln sich auf bunten Wiesen und in schattigen Wäldern.

Wie die Farben leuchten, wie der Himmel flimmert, wie die Erde duftet, wie das springt und läuft und turnt, wie es klettert und purzelt, wie da alles klingt und singt! Eine wahre Freude ist es, diese Bildchen anzuschauen.

Erst wenn du sie genauer betrachtest, gibt es noch ganz andere Überraschungen. Ist das Bethlehem, die ferne Stadt? Nein, es ist Memmingen oder Leutkirch! Die Hirten auf dem Felde stehen auf den Dickenreiser Fluren, der hl. Josef fällt in den Woringer Wäldern die wuchtigen Tannen. Auf dem Dreikönigsbildchen schaut das Illertal zum Fenster herein. Das Haus zu Nazareth ist ein schwäbisches Fachwerkhäuschen, davor ein hölzerner Röhrenbrunnen, dahinter unsere Hügel, darüber ein schwäbischer Föhnhimmel. Da entdeckst du den Buxheimer Weiher, dort das Benninger Ried. Berg, Wald, Weg, Wiese und Wasser, Himmel und Erde, alles ist Heimat. Macht es dich nicht glücklich, daß das Christkind, die heilige Familie, die Hirten, die Könige, alle die Engelchen, die Zwerge und Gnomen so nahe bei uns sind? Jetzt weißt du auch, weshalb du gerade die Madlenerbildchen so gerne hast und keines davon verschenken möchtest. Sie gehören ganz zu dir, sie sind ein Stück deiner geliebten, schönen Heimat. Wer möchte diese auch verschenken!

Und woher kommen diese zahlreichen, farbenfrohen und und frommen Heimatbildchen? Sie sind alle in Amendingen bei Memmingen geboren. Dort lebt seit vielen Jahren der Künstler und Maler Josef Madlener. In Amendingen stand seine Wiege (geb. 16. 4. 1881). In Amendingen erlebte er unter frohen Menschen eine schöne Jugendzeit. Dann aber zog Madlener in die Welt hinaus und lernte in der Kunststadt München, wie man mit Pinsel und Farbe die liebe Heimat auf die Bildchen zaubert. Madlener schenkt dir mit jedem Bildchen ein Stück Himmel und Heimat. Sei dankbar dafür und freue dich, daß das Haus, aus dem soviel Liebe fließt, mitten in unserer Heimat steht."

Im Illergries

Die Buben unserer Illerdörfer haben ein feines Gelände zum „Indianerspiel". In den weiten Auenwäldern, die sich zu beiden Seiten der Iller hinziehen, finden sie undurchdringliches Dickicht,

heimtückische Tümpel, Schlinggewächse aller Arten, dichtes Buschwerk zwischen Schilf und spärlichen Rasenstücken. Das „Illergries" nennt man diese eigenartige, urwaldähnliche Landschaft. Sie bietet den spielenden Buben Schlupfwinkel und Verstecke. Nur die glühenden Katzenaugen von Leopard, Tiger und Löwe fehlen; und das wird unseren Jungen nur recht sein. Gute Pfadfinder wissen genau, daß man das Illergries nicht leichtsinnig durchstreifen darf. Mancher ist schon mehr als knietief eingesunken. Nur wenige Pfade führen sicher über das Gries. Ein richtiger „Indianer" kennt diese Wege!

Große Teile des Buschwaldes sind schon urbar gemacht worden und bilden heute saftige Wiesen. Aber für die Buben blieb immer noch eine große Fläche erhalten. Wenn auch die Kultivierung fortgesetzt werden sollte, bleibt immer jener Teil als Illergries bestehen, der zum Naturschutzgebiet erklärt wurde. Das war notwendig; denn das Gries beherbergt nicht nur zahlreiche Tiere, sondern ist auch die Heimat seltener Pflanzen. Unter Weiden- und Sanddorndickichten wachsen Zwergglocken, Gipskraut, Löwenmaul, Pestwurz, Weidenröslein und Eisenhut.

Auf der Terrasse links und rechts des Flusses liegen schmucke Dörfer. Auf der württembergischen Seite sind es neben Kirchdorf die urschwäbischen Orte Opfingen und Dettingen. Auf unserer Seite erhebt sich an Stelle einer alten Burg der Zwiebelturm der Heimertinger Kirche. Oberhalb des Römerortes Kellmünz folgt das alte Pleß mit seiner schönen Rokoko-Kirche und der einsamen Feldkapelle zum hl. Kreuz. In der Mitte zieht sich sehr lang an der alten Straße Memmingen-Ulm das Dorf Fellheim (bei den Felben-Weiden) hin. Soweit dehnt sich das Illergries, ein herrlicher Tummelplatz für naturliebende Knaben.

Die Zerstörung Fellheims

Eine Gedenktafel in der Pfarrkirche zu Kirchdorf berichtet von Fellheim: „Anno 1633, den 19. März, ist bei Vellheimb an der Iller ein groß Getreng gewest, daß die Leut Hauffenweiß von wegen schwedischen Volks in das Schiff gesprungen, deswegen ein Schiff versunken und eine Frau nebst vier Kinder ertrunken sind."

Die Schweden kamen. Fellheim brannte. Acht stattliche Höfe und etliche Sölden sanken in Schutt und Asche. Wer nicht mehr über die Iller kam, suchte Schutz im Dickicht des Illergrieses oder in der befestigten Stadt Memmingen. Selbst der Fellheimer Schloßherr Reichlin von Meldegg floh in die Schweiz. Die fruchtbaren Felder verwilderten. Disteln und Dornen wucherten auf den Äckern.

Wer alle Schrecken des Schwedenkrieges, die Hungersnot und die Pest überstand, kehrte nach zehn Jahren in das verbrannte Dorf zurück. Es waren nur wenige. Tiroler, Bayern, Württemberger und Schweizer machten sich seßhaft und halfen Fellheim neu aufbauen. Es gehörten viel Wille und Fleiß dazu, die zerstampften Felder wieder in Ordnung zu bringen. Im Jahre 1672 zählte Fellheim bereits 15 Höfe und 10 Sölden. Das Dorf war nochmal so groß wie vor seiner Zerstörung. Was der Herr genommen, gab er den Fellheimern doppelt zurück.

Die drei Reiter

1634! Es schickte der Herr einen Reiter ins Land, dessen Pferd war rot wie der Feuerschein. Dem, der darauf saß, ward Macht gegeben, den Frieden hinwegzunehmen. In seinen Händen hielt er ein scharfes Schwert.

Als er in unsere Heimat ritt, begannen die Kirchen lichterloh zu brennen. Da stürzten die Türme über Kreuze und Gräber; da fielen klirrend buntbemalte Fenster zu den Toten nieder. Wilde Gesellen gruben das Blei heraus. Auf dem Theinselberg warfen sie die Uhr vom Turme, daß niemand mehr die trüben Stunden zähle und der Felsenberghof gab dazu seinen Feuerschein. In jenen Tagen flohen Männer, Mütter und Kinder in dunkle Wälder, in die Fremde, in das Elend. Wenn sie dann der Hunger quälte, beraubten sie den Bruder. In ihren Dörfern aber plünderte der Kroate, der Spanier, der Franzose, der Kaiserliche oder Schwede. Sie schlachteten das Vieh, durchwühlten Stuben, Kammern und Böden nach versteckten Geld und Schmuck und verbrannten die Dörfer. Wehe dem, der in ihre Hände fiel; er mußte eines qualvollen Todes sterben. „Bet' Kindlein bet', morgen kommt der Schwed!" hieß das Morgengebet der Kleinsten. „Und der Schwed' ist kommen, hat alles

mitg'nommen, hat d' Fenster eing'schlagen, hat's Blei rausgraben, hat Kugeln draus gossen und d' Bauern erschossen!"

„Gott gib uns Gnad', es wird ja alles niedergehauen und verbrannt!" betete damals Pater Jeremias Mayer von Ottobeuren mitten unter seinen Feinden. Die Schweden hatten sein Kloster besetzt und Jeremias war der einzige Geistliche der weiten Umgebung. Wie der Ritter ohne Furcht und Tadel schritt er die Wege zu den Sterbenden. Er erzählt aus jenen jammervollen Tagen:

„Erbärmlich ist die Lage unserer Untertanen. Aller Orten hört man nur Ach und Wehe! Die Not ist aufs höchste gestiegen. Da sich alle Kaiserlichen nach Augsburg verzogen haben, erlauben sich die Feinde in unserer Gegend desto mehr Mutwillen. Unter dem Volke wird gesagt, daß man Haus und Hof verlassen oder des Hungers sterben müsse. Im Kloster sind die Zimmer noch ziemlich ganz. Nur wo man etwas Verborgenes ahnte, sind die Böden aufgehoben und alle Schränke zerhauen. Die Zehntscheunen stehen leer. Von Pferden und Hornvieh sieht man nur noch wenige Stücke. Drei Schafe machen die ganze Klosterhabe aus. Die zwei Amtmänner von Böhen und Attenhausen hat man wegen versäumter Lieferung in Eisen geschlagen. Am 17. Dezember wurde Dietratried und Talrast ausgeplündert. Nichts aber übertrifft die unmenschliche Weise, wie die Schweden von den Leuten Geld erpreßten: Einigen stießen sie Ahlen und Pfriemen durch die Waden, andere schossen sie durch den Leib. Am schrecklichsten aber ist der Schwedentrunk. Die Soldaten gossen ihren Opfern Jauche in den Mund und sprangen ihnen auf den gefüllten Leib, daß die Eingeweide zerplatzten. Wieder andere sperrten die Schweden in geheizte Backöfen. Unsere Untertanen wurden infolge der Räubereien mit jedem Tag ärmer und wegen der Auswanderung immer weniger. Am 11. Januar 1635 plünderten die Schweden Frechenrieden, am 12. Günz und Rummeltshausen, wo sie 60 Wagen mit Beute beluden; am 16. die Waldmühlen, wo sie den Müller erschossen und das Gesinde erbärmlich mißhandelten. Fast immer ertönt irgendwo die Sturmglocke."

Während noch der Feind im Land rumorte, schickte der Herr den anderen Reiter; dessen Pferd war schwarz und der darauf saß, hatte eine Waage in der Hand.

Also kamen Teuerung und Hungersnot. Pater Jeremias schrieb: „Mit dem Hunger ist es auf der höchsten Stufe. Pferdefleisch, Katzen und Hunde sind die gewöhnlichen Delikatessen

der blaßen Bürger. Die Not zwingt sie auch, nicht nur alle Arten von Mäusen, sondern auch das Moos alter Bäume, Brennnesseln, Cras und andere eklige Dinge zu speisen. Als dieser Tage dem Oberst von Wolkenstein ein krätziger Esel fiel, stürzte man sich über das Aas und verzehrte es. Zu Boos aß eine Mutter ihr Kind. In Schlegelsberg verhungerte ein Mann mit sieben Kindern. Auf den Äckern wachsen büschelweise die Erdbeeren, da niemand die Felder bestellt. Dazu soll unser Gebiet über 200 Malter Frucht nach Kempten und 56 Malter Roggen nach Memmingen liefern. Man hat uns einen Brandbrief von Memmingen herausgeschickt. Der schwedische Stadtkommandant schrieb: „Ihr sollt wissen, daß ich im Weigerungsfalle den Anfang mit dem Verbrennen eines Dorfes mache und damit fortfahren werde, bis die ganze Herrschaft Ottobeuren weggebrannt ist. Danach habt ihr euch zu richten. Hiermit Gott befohlen. Seiner königlichen Majestät, des Reiches Schweden Oberster von Memmingen."

Und es kam der dritte Reiter. Er hatte ein falbes Roß und der darauf saß, war der Tod.

Er kam mit den Soldaten von Nördlingen her und hielt seinen Einzug im Allgäu anno 1635. „Wehe, hilf Gott! - Die Pest - der schwarze Tod!" schrieen die Menschen landauf, landab. Schwarze Beulen und Fieber warfen sie aufs Krankenlager. Schwarzes Blut quoll aus dem Munde. So starben sie hin, zu Hunderten, zu Tausenden, ohne menschliche Hilfe; denn alles floh vor dem schwarzen Tode. Nur Pater Jeremias fürchtete ihn nicht. Er kam zum letzten Troste, er kam mit dem Spaten allein zur Beerdigung auf den Pestfriedhof. Da lagen die Menschen auf den Straßen, in verlassenen Kammern, in Ställen und Scheunen. Ein grausiger Triumphzug des Todes ging durch unsere Heimat. Das Grauen floh vor ihm her und hinter ihm blieben leere Gassen, leere Dörfer. Es war dem Reiter die Macht gegeben, den vierten Teil der Menschen zu schlagen und zu töten. Bei uns aber hatte er nur den dritten Teil übrig gelassen. Dreitausend Tote hatte er allein von Memmingen gefordert und in manchem Dorfe ließ er niemand mehr zurück. „Schließ zu die Jammerpforten und laß an allen Orten, auf soviel Blutvergießen die Freudenströme fließen!" schrieb ein Pfarrer in sein Kirchenbuch.

Aufrichtspruch

Das neue Haus ist aufgericht',
Gedeckt, gemauert ist es nicht;
Noch können Regen und Sonnenschein
von oben und überall herein.
Drum rufen wir zum Meister der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses offene Haus.
Zu oberst woll' er gut Gedeih'n
In die Kornböden uns verleih'n;
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Gesundheit allermeist,
In den Keller dem Wein einen guten Geist;
Die Fenster und Pforten woll' er weih'n,
Daß nichts Unseliges komm herein,
Und daß aus dieser neuen Tür
Bald fromme Menschen treten für.
Nun, Maurer, decket und mauert aus!
Der Segen Gottes ist im Haus.

(Ludwig Uhland)

Stadelmeister und Zehntknecht

Mein Schulkamerad war ein Bauernbüble. Nichts Schöneres gab es für uns, als an Regentagen auf dem Dachboden zu spielen. Da stand in der Ecke eine bunte Truhe mit seltsamen Dingen. Es war nicht immer leicht herauszubringen, zu welchem Zwecke die Sachen gedient hatten. Bunte Gartenkugeln, tönerne Schnapspudel, Lichtputzscheren, Geldstrümpfe, Zuggeldbeutel, Kumpf und silberbeschlagene Tabakspfeifen, Gebetbücher, Wachsstöcke

mit Heiligenbildern, Talglichter und viele andere wundersame Dinge lagen da friedlich beieinander zwischen Urgroßvaters Lederhosen und Sametwams. Und ganz unten fanden wir ein vergilbtes, von Mäusen zernagtes Büchlein. Mit großen, zittrigen Buchstaben stand auf dem Schweinslederdeckel geschrieben: Zehntstadelbüchlein.

Wir trugen das Buch in die Stube. Ganz ehrfürchtig nahm es mein Nachbar in die Hände, setzte die Brille auf die Nase und blätterte darin. Dann sagte er ernst: „Das Zehntbuch meines Urgroßvaters, ihr müßt es wieder in die Truhe legen."

Hernach erzählte uns der Bauer, daß einst im Dorfe ein Zehntstadel stand. Er hatte zwei große Tore zum Ein- und Ausfahren. Über den Toren spannte sich ein Vordach zum Unterstellen der Getreidewagen. Auch ein Wappen war am Stadel zu sehen. Daran erkannte man gleich, ob die Scheune einem weltlichen oder geistlichen Herrn gehörte. Ihr müßt wissen, daß der Bauer immer schon Steuern geben mußte. Die Urgroßväter reichten den Groß- und Kleinzehnten. Immer nach der Ernte mußte jede zehnte Garbe, jeder zehnte Heuschober dem Zehntknecht überlassen werden. Außerdem gab es noch den Blut-, Flachs- und Obstzehnten. Der Kornhaus- oder Zehntmeister gab bekannt wann ein Bauer mit der Ernte beginnen durfte. Lagen alle Garben schön in der Reihe, kam der herrschaftliche Stadelknecht mit seinem Wagen und lud jede zehnte auf. Dabei gab er acht, daß diese Zehntgarbe nicht kleiner als die übrigen war.

Im Stadel mußte Fronarbeit geleistet werden. Der Bauer schickte seinen Knecht. Der Kornhausmeister zählte die Garben und schrieb die Abgabe in sein dickes Kornhausbuch. Im Herbst lud der Zehntmeister zum Dreschen in den Stadel. Die Maltersäcke füllten sich. Mit „horuck" verschwanden sie im „Juhe".

Später hatten es die Bauern leichter. Sie mußten nur noch Körner abliefern (Gilt). Das Stroh konnten sie behalten. Im Stadel wurde nicht mehr gedroschen. Statt Heu gaben die Bauern das Heugeld in Gulden, Hellern, Batzen, Kreuzern und Pfennigen. Bis 1802 ist das so geblieben. Dann kam eine ganz neue Zeit. Der bayerische Kurfürst ließ die Zehntscheunen versteigern oder abbrechen. Die Rentamtsbeamten rechneten den bisher gereichten Körnerzehnt in Geld um und nannten von jetzt an den Großzehnt Bodenzins.

„So ein altes Büchlein kann doch viel erzählen", sagte mein Schulkamerad, steckte es wieder in die Truhe und sorgte dafür, daß ja die Mäuse nicht wieder darüber kamen.

Die Glasbläser im Otterwald

Der Ottobeurer Herrschaftsjäger im Otterwald geht seine Runde. Eben kommt er vom Egger Forst zum Sattelberg. Plötzlich bleibt er lauschend stehen. „Sind das nicht Axtschläge? Sicher sind wieder Forstfrevler am Werke. Ich will ihnen das Handwerk legen", denkt sich der Jäger. Vorsichtig steigt er vom steilen Sattelberg zum Ottertale und folgt dann rasch dem sprudelnden Bache nach Norden.

Es kracht, splittert und poltert. Ein mächtiger Baumriese stürzt in das Moos. Zwei Männer springen zur Seite. „Halt!" ruft der Jäger, seine Büchse drohend auf die Männer richtend. Die Holzfäller kommen herbei. „Ich habe einen Ausweis", spricht der ältere und reicht dem Jäger ein zerknittertes Papier. Jener liest: „Wir, Abt und Convent von Ottobeuren, erlauben dem Glasermeister Simon Fuchs in Unserem Otterwalde zu bauen eine Glashütte nebst einem Bauernhofe. Es soll ihm auch gestattet sein nach Bedarf Holz zu schlagen zum Bauen, Brennen und Reuten. - Gegeben zu Ottenbeuren 1701 Jahre nach der Geburt Christi unseres Erlösers."

Damit war der Herrschaftsjäger zufrieden. Beim Weggehen brummte er noch: „Willst du wohl aus Holz Glas bereiten? Da bin ich aber neugierig!" Die Männer schwiegen und griffen wieder nach ihren Äxten. Des Jägers Weg führte nach Westen zum Weißen Berge und zum Auerbachtal.

Zwei Jahre später steht die Glashütte mit Wasserrad betriebsfertig am Otterbächlein. Glaserknechte schaufeln Bachsand in Karren und schieben ihn in die Hütte zur Steinmühle. Der Steinmüller wirft den Rohstoff der Glasbereitung, Quarzsand, Feuerstein, Milchquarz und Feldspat zwischen die schweren Mahlsteine, welche vom Wasserrad bewegt werden. Feinstes Steinmehl rieselt in die Säcke.

Jakob Tretschler, der Glashüttengeselle, füllt feuerfeste Töpfe mit diesem Quarzmehl und trägt sie in den anstoßenden Raum. Dort wartet bereits Meister Simon Fuchs, um seinem Gesellen die Mischung zu zeigen. Quarzstaub allein könnte im Brennofen nicht geschmolzen werden. Man gibt Soda, Pottasche und Glaubersalz hinzu. „Du darfst das Mischungsverhältnis niemals verraten, das ist Geheimnis der Glasermeister!" spricht Fuchs

und stellt den Topf in den Schmelzofen. 1200 Grad zeigt das Thermometer. Im Topfe kocht und glüht es. Blendendweißes Licht fällt auf die Männer, die in diesem Raume arbeiten. Im Topfe verbinden sich die Salze mit dem Quarze. Die Masse wird flüssig. Es ist kieselsaures Salz, das wir Glas nennen.

Die ganze Nacht stehen die Schmelztiegel im schärfsten Feuer. Einen mächtigen Stoß Scheiter verschlingt der Ofen. Es ist gut, daß der Otterwald viele Bäume hat. Die Glasmasse strahlt jetzt in Weißgluthitze. Nun nimmt Meister Fuchs ein langes, eisernes Blasrohr, die Pfeife, und taucht sie in die Masse. Ganz wenig Glasmasse hängt an der Pfeife. Er pustet wie Kinder beim Seifenblasen in das Mundstück. Die Luft bläht das Glas auf zu einer Kugel, dann zu einer Glasbirne. Wenn die Birne die richtige Größe hat, hält Fuchs mit Blasen inne. Der Geselle taucht ein langes Messer in kaltes Wasser und schneidet die Riesenbirne von der Pfeife. Auf gleiche Weise entfernt er auch die Haube. Jetzt ist eine Glaswalze entstanden, welche der Länge nach aufgeschnitten wird.

„Schnell in den Streckofen mit der Walze!" befiehlt Meister Fuchs. Das schon hart gewordene Glas wird abermals erhitzt bis zum Erweichen, worauf sich die Walze von selbst auseinander legt. Noch warm streicht der Geselle Jakob mit dem Plättholz über das Fensterglas, bis es vollends glatt gearbeitet ist.

Meister Fuchs ist ein gewandter Glasbläser. Scheibe um Scheibe wandert in die Kisten, welche zum Versand in die Klöster und Städte bereitstehen. Fleißig arbeitet auch das Otterbächlein. Immer neuen Quarzsand schwemmt es an. Tag und Nacht muß das Mühlrad gehen. Es knirscht der Sand in der Mühle. Meister und Gesellen blasen um die Wette gläserne Riesenbirnen und schneiden sie zu Fensterglas, das zu ihrer Zeit so selten und teuer war.

Glasbläser werden nicht alt. Meister Simon Fuchs übergab seinem Sohne Matthias, der sich 1710 Glasfabrikant vom Otterwalde nannte. Nach einigen Jahrzehnten vermochte das Otterbächlein nicht mehr genügend Quarz herbeizuschaffen. Die Gesellen mußten entlassen werden. An anderer Stelle bauten die Nachfolger einen Ziegelofen und einen großen Bauernhof, welcher im Jahre 1845 versteigert wurde. Die Bauern des Weilers Otterwald siedelten sich an und bauten nun die Felder an, die einst vom fleißigen Geschlechte der Fuchs mühsam gerodet und angelegt wurden. An Stelle der Glashütte und des Glasofens stehen wieder die starken Tannen des Otterwaldes. Von Zeit zu Zeit kommt der Förster vorbei, um im Egger Forst, auf dem Sattelberg, auf dem Weißenberg und im Glashüttenwald nach dem Rechten zu sehen.

D' Stoihoimer

I bin halt vo Stoihoi,
Vo Stoihoi bin i.
I gang halt alloi hoi,
Alloi hoi gang i.

Mir send it vo Pasing,
Mir send it vo Loim,
Mir send halt im luschtige
Stoihoi dauhoim!

Der Stoihoimer Tura,
Der staut uf'm Kies;
Und Stoihoimer Buebe
Send mir alleweil gwiß.

Wenn d' Stoihoimer kommet,
Nau dreht se dr Wind,
Nau derf ma glei denke,
Daß luschtig sind!

D' Stoihoimer Mädle
Hand Trägerschiez a,
Und unte am Zipfl
Schtaut: „Schöns Mädle" da.

(Verfasser unbekannt)

Der Cholerakaplan von Boos

Nördlich von Memmingen liegt Boos, das Dorf am Wald. Da waltete der Kaplan Sebastian Kneipp als Seelsorger. Der alte Pfarrer war krank und am Ende seiner Tage. Sebastian Kneipp vertrat ihn in allen Ämtern. Schon nach Wochen gehörten ihm die Herzen seiner Gemeinde. Da stand ein Gottesmann unter seinen Bauern und predigte, wie ihm der Schnabel gewachsen war.

1854 brach in München die Cholera aus. Sie breitete sich über Oberbayern und Schwaben aus. Schon warf sie ihre Todesschatten über Memmingen und Ottobeuren. In Stephansried starb der Weber Xaver Kneipp als eines ihrer ersten Opfer, ohne daß ihn der Kaplan noch lebend erreicht hätte. Nun schritt der „Bastian" langsam hinter dem Sarge, von Stephansried bis Ottobeuren.

Als Sebastian Kneipp wieder nach Boos zurückkam, wütete auch hier die Cholera. Eines Abends hatte sich ein Bauer ganz munter ins Bett gelegt. Schon nach drei Stunden war er unter den ärgsten Leibesschmerzen wieder erwacht. In zwölf Stunden war er tot. In einigen Tagen befiel die Krankheit acht bis zehn Menschen. Gewöhnlich stellten sich in der Nacht Krämpfe im Unterleib ein; es folgte alsbald heftiges Gliederzucken, dann Durchfall und Erbrechen, das Stunden, ja Tage anhielt, bis der Tod ein Ende machte.

Der erste Ansturm der Seuche erforderte drei Tote. Sebastian Kneipp begrub sie. Doktor Mannheimer kam aus dem zwei Stunden entfernten Fellheim, verschrieb ein Pulver, auf das die meisten Kranken noch ärgere Krämpfe bekamen. In Fellheim, Babenhausen, Erkheim, Sontheim und Boos starben die Menschen. Dreißig Todkranke lagen in Boos allein in den Betten. Hundert Verzweifelte rannten einsam über Felder, wagten nicht mehr, im Dorfe zu bleiben.

Sebastian Kneipp erinnerte sich an seine Mutter, die hagere, flachsgelbe Frau, wie sie in seiner Kindheit den „grauen Tod" von Stephansried abgewehrt hatte, als die asiatische Cholera aus Rußland gekommen war. Das war vor zwanzig Jahren gewesen. Rosina Kneipp reinigte mit Wacholderdämpfen ihr Haus.

Sebastian Kneipp nahm nun den Kampf mit der Cholera auf. Eine Magd ließ ihn rufen. Sie wollte auf den Tod vorbereitet werden. Eiskalt waren ihre Glieder und sie wand sich in Krämpfen. Sebastian Kneipp ließ grobe Leintücher bringen, in heißes Wasser eintauchen und auf Brust und Unterleib legen. Das Federbett mußte so schwer auf der Kranken liegen, als sie es vertragen konnte. Nun sollte sie noch eine Tasse Milch mit

Fenchel trinken. Bald kam die Magd zum Schwitzen. Das Blut kochte! Also fort, zum nächsten Kranken zum nächsten Kind, zu einer Frau, zu einem Knecht, selbst zum Totengräber von Boos! Zweiundvierzig Personen waren schon befallen!

Und alle zweiundvierzig, auch der Totengräber, wurden gerettet. Und alle 42 wurden dann mit kalten Waschungen und Bädern wieder völlig gesund gemacht. Das ganze Dorf gab sich Unter- und Oberaufschläge, trank heiße Milch mit Fenchel und räucherte die Häuser mit Wacholder. Und Boos war frei, frei von der „grauen Pest".

Aber der Landrichter von Babenhausen bekam diesmal keine Anzeige gegen den „Kurpfuscher" Sebastian Kneipp.

(Nach Ortner / Ein Mann kuriert Europa)

Uli, der Dorfhirte

Am Rande des Dorfes steht ein armseliges Häuschen. Mannshohe Brennesseln und zahllose Glasscherben halten die Wache. So niedrig hängt die Dachrinne, daß sie auch von kleineren Buben zu Klimmzügen verwendet wird. Da und dort ist die Mauer abgebröckelt. Braunrote Ziegel sind die einzige Farbe an diesem Hause. Etliche Schiebefensterchen lassen die Sonne in die Armut schauen, zu schmutziger Stube, zu Stuhl und Tisch und Schmalzlerglas. In der Stubenecke steht ein Bett mit Hälbensack und rotkariertem Barchent; darunter warten der Stiefelknecht und ein durchlöchertes Filzpantoffelpaar auf Uli, den Dorfhirten.

Schon vor Jahrzehnten kam Uli mit umgehängtem Zwerchsack, Kreuzer bettelnd, in das Dorf. Der alte Amtmann hat ihm seinerzeit den Hirtenstab in die Hand gedrückt, daß er die Kühe des Dorfes auf der Almend hüte. Uli hat es getan und nie wurde über ihn geklagt.

Schon am frühen Morgen kommt er peitschenknallend die Gasse herauf zum Sammeln des Viehes. Die Bauern öffnen die Stalltüren. Amtmanns Leitkuh ist immer die erste auf der Straße; die anderen Tiere folgen ihr. Wie freut sich Uli an dem hellen Geläute seiner wachsenden Herde! Zuerst treibt er zur Tränke, dann durch die lange Herdgasse zur allgemeinen Weide. Uli pfeift sein Morgenlied und hält große Wäsche am klaren Bache.

Friedlich weiden seine Tiere. Wird aber die Fliegenplage allzugroß, treibt Uli die Herde in den Hochwald. Dort lagern sich die Kühe und kauen.

Uli sucht seinen Platz unter einer schattigen Eiche. Hier müht er sich ab, mit dem Taschenmesser Kälbchen und Pferde, Ochsen und Esel zu schnitzen. Die Kinder des Dorfes sind seine dankbaren Abnehmer. Sie mögen Uli gerne. Wie freuen sie sich an seinen hellen, verschmitzten Augen, an seinen Figürchen, erst recht aber an seinen Geschichten von Hexen, Truden und Waldgeistern. „Keiner kann schöner erzählen als Uli", behaupten die Buben. Es vergeht auch kaum ein sonniger Nachmittag, den Uli allein verbringen würde. Immer hat er Besuch und immer neue Geschichten verlangt die frohe Jugend des Dorfes.

Zur Mittagszeit kommt der Amtmannsbub und bringt Uli das Essen. Der Junge verrät Uli, daß der Landjäger nach Uli frage und auf die Weide kommen wolle. „Gib obacht, welchen Weg er kommt", sagt der Hirte und geht ohne ein Wort des Abschiedes von seiner Herde, über den Kammweg durch dunkle Wälder. Niemand hat seitdem von Uli gehört. Er blieb verschollen. An der Eiche lehnte der Hirtenstab. Der Landjäger brachte ihn zurück zum Amtmann des Dorfes, der ihn bald dem nächsten Armen, der des Weges kam, in die Hände drückte. Das Hirtenhaus am Rande des Dorfes bekam einen neuen Bewohner, die Herde einen anderen Hirten. Nur die Buben des Dorfes waren nicht zufrieden; denn der Neue konnte weder schnitzen noch erzählen.

Das Ried brennt

Mitten im Booser Ried steht ein Mann. Lange späht er auf einen fernen Punkt, von dem dünne Rauchwölkchen aufsteigen. Ein Reiherpaar umkreist die Stelle. Wilde Enten verlassen schnatternd das Ried. „Das Ried brennt!" denkt der Wanderer. Jetzt sieht er auch die Flammen eines brennenden Busches. Nun eilt der Fremde aus dem Riede, um die Booser zu alarmieren.

„Feurio, das Ried brennt!" ruft er in jeden Hofraum. Die Booser schauen aus den Fenstern, eilen aus den Scheunen. Sie sagen: Das Ried hat noch nie gebrannt, der Mann ist wohl ver-

rückt. So lassen sie den Fremden rufen und sie kümmern sich nicht mehr um ihn. Der Bürgermeister aber denkt an die Gefahren und an den Schaden. Er läßt „stürmen". Schnell und aufgeregt ruft die Feuerglocke.

Nun eilen die Männer nach Helm und Gurt, nach Leitern und Wagen und Pferden. Feuerwehrleute rennen zum Spritzenhaus. Sperrangelweit werden die Tore geöffnet, die Saugdruckpumpe herausgezogen, Pferde angespannt und der Schlauchwagen angehängt. Nach wenigen Minuten jagt die Spritzkolonne mit dem Feuerwehrkommandanten aus dem Dorfe zum brennenden Riede.

„Unsere Schläuche werden nicht ausreichen", sagt der Bürgermeister. Schnell werden Fahrzeuge mit Güllenrohren beladen. Knechte, Feuerwehrmänner und Buben klettern auf die Wagen. Andere eilen mit Fahrrädern hinaus zum weiten Ried.

Im Riede brennt es lichterloh. Über den Bäumen schlagen die Flammen zusammen. Rauchschwaden steigen hoch. Es brennen Knabenkraut, Bärlapp, Seidelbast, Silberdisteln, es brennt die Erde, es brennt der Torf unter der Erde. Flink gehen die Männer ans Werk. Am Rotflusse, der das Ried durchzieht, werden Pumpen befestigt. Andere legen die Schlauch- und Rohrleitungen zur Brandstelle. Tackend beginnen die Pumpen zu arbeiten. Die Schläuche blähen sich auf. Von der Brandstelle tönt das Signal: „Wasser!" In dicken Strahlen prasselt das Löschwasser aus vier Leitungen in das zischende Feuer. Unausstehlich ist die Hitze der Sonne und des brennenden Riedes. Die Männer schwitzen. Beißender Rauch rötet ihre Augen. Immer wieder müssen die Männer in der Arbeit abwechseln. Hustend und schwitzend patschen und spritzen sie das Feuer tot. Andere schaufeln breite Graben, damit der Brandherd sich nicht weiter ausdehnen kann. Über hundert Meter lang und zwanzig Meter breit ist die Brandfläche. Schwer ist der Kampf mit dem Feuer.

Nach vielen Stunden ist der Brand gelöscht. Spät am Abend kommen die Buben als erste ins Dorf zurück. Nun erfährt auch die Mutter alle Einzelheiten vom Riedbrande. Während sie erzählen von verkohlten Junghasen, von verbrannten Weiden und Erlen, halten die Männer bis zum nächsten Morgen die Brandwache. Dann kehren auch sie, müde von der anstrengenden Löscharbeit, ins Dorf zurück. An diesem Tage sprechen alle Booser von dem fremden Mann, der ihnen den Riedbrand gemeldet hatte.

(Theresia Auerbacher)

In der Booser Lehrsennerei

Wenn die Booser Buben ihre Milch abliefern, kommt es ihnen vor, als dürften die Milchkannen Jahrmarkt spielen. Auf einem Rollwalzwerk, das einer Rutschbahn nicht unähnlich ist, werden die schweren Kannen vorwärtsgerollt bis zum großen Sammelbecken. Dort wartet bereits ein Käser auf die ankommende Milch. Ein Druck auf den Hebel der Milchwaage, ein Blick auf den Zeiger, eine kurze Notiz und schon hat der Junge auf der Milchkarte genau aufgezeichnet, wieviel Kilogramm sein Bauer heute angeliefert hat, wieviel Mager- und Buttermilch er dafür zurückbekommt.

Aus dem Sammelbecken fließt die Milch in blitzsauberen Röhren in den Wärmeaustauscher. Darin wird sie vorgewärmt, dann durch Reinigungsfilter gepreßt und in die Zentrifuge geleitet, welche Rahm und Magermilch scheidet. 8500 kg Milch liefern die Booser Bauern täglich an. Aber 20 000 kg könnte der Betrieb verarbeiten. Wir verlassen die „Annahme" und gehen in die Butterei.

Die Butterei ist ein heller, luftiger Raum. Darin steht das riesige Butterfaß. Zwanzig Schulbuben könnten sich darin verstecken. Der Buttermeister will uns zuerst den Rahmkühler zeigen, der für die Buttergewinnung so wichtig ist. Der Rahm, der in der Annahme auf 95 bis 97 Grad erhitzt worden ist, wird hier wieder auf 14 Grad abgekühlt, im Sommer sogar auf 7 bis 8 Grad Celsius. Zugleich wird er durch die Entlüftung von allen üblen Gerüchen befreit.

Butter schmeckt besser, wenn sie etwas angesäuert ist. Deshalb werden im „Rahmreifer", einem hohen Kessel, zu dem man hinaufsteigen muß, dem Rahm eigens Milchsäurebakterien zugesetzt. Ein riesiges Rührwerk vermengt in kurzer Zeit Rahm und Säure. Eine Saugpumpe zieht den angesäuerten Rahm in das Butterfaß, jene mächtige Holzbutte, die jedes Bubenherz schneller schlagen läßt, allein schon wegen der Gestalt.

Der Meister sagt uns, daß das Faß 2500 Liter Rahm fassen könnte, daß man aber nur 1000 Liter hineinfüllen darf. Tausend Liter Rahm! Etwa fünfmal ließe sich Eure Badewanne zu Hause damit füllen! Diese Menge Rahm liefert hier täglich in nur 40 Minuten ungefähr 8 Zentner Butter. Welche riesige Butterkiste gäbe das im Monat oder gar im Jahre?

Dazu die Menge von Buttermilch rund herum! Diese trinken die Booser natürlich nicht allein. Die ungeheuren Butterballen, im Faß noch von starken Eichenwalzen geknetet, wandern kistenweise an Großverkäufer. Fällt Euch vielleicht künftig beim Pausebrotschmaus der Booser Riese ein, der mit dröhnendem Gepolter Tag für Tag winzige Butterkügelchen ihrer schützenden Milcheiweißhülle entreißt und zu Zentnerballen zusammenschweißt?

Nur wenige Schritte von dem hölzernen Ungetüm entfernt, steht eine zweite Buttermaschine. Ihre Aufgabe ist Süßrahm in Butter zu verwandeln. In einer doppelwandigen Metallröhre bewegt sich ein Rührwerk. Man könnte es mit einem Quirl vergleichen, den die Mutter zum Kochen benötigt. Durch einen Motor angetrieben, schlägt dieser Quirl 2400 mal in der Minute auf den Süßrahm ein. Schon nach 2—3 Minuten drängt fertige Butter an das Tageslicht. Goldgelb und süß! Nach einer Stunde hat auch dieser Zwerg 4 Zentner Butter in die Auffangvorrichtung gepreßt. Ist das nicht eine Riesenleistung?

Genau so hell, so weißgetäfelt und sauber ist es auch in der Käserei. Nur ist der Raum noch viel größer. Was glänzt dort aus den vier Käsekesseln? Wie Topfen sieht die Masse aus. Etwa zehn Fingerhüte voll Labflüssigkeit genügten, um tausend Liter Mischmilch dick zu legen. Eben kommt der Käser und durchschneidet mit seinem Käsesäbel den „Pudding" längs und quer. Damit die Molke besser aus der Dickmilch heraustreten kann, holt er noch die Käseharfe. Mit ihr durchschneidet der Käser die Masse solange kreuz und quer, bis feinkrümeliger Bruch entsteht. Zuletzt schiebt er diesen mit Hilfe eines Bleches auf einer Seite zusammen, läßt die Molke ablaufen und schaufelt den Bruch auf feine Siebböden. Dort wird er gleichzeitig geformt und nach einigen Tagen in die Beize gebracht. Die Beize ist ein scharfes Salzbad. Nach 24 oder 48 Stunden kommen die Käsestücke in den Reifungskeller. Dort ist es naß und kühl.

In der Lehrsennerei sind viele Lehrlinge. Das Schulzimmer der künftigen Obermeier und Molkereibesitzer sieht freilich anders aus als das eure. Glasröhren und dickbauchige Retorten, Reagenzgläser, feinste Meßinstrumente und kostbare Modelle, Säuren und Laugen und ein wundervolles Mikroskop sind die Lehr- und Lernmittel, mit deren Hilfe fleißige Schüler in wenigen Monaten soviel Kenntnisse für das Leben erhalten, daß unser Allgäu als die Käsküche unseres Vaterlandes seinen guten Ruf auch in ferner Zukunft zu bewahren vermag. (Anna Breitsammer)

Das »Rühre«

Mit einer großen Schachtel kommt die Mutter von der Reise zurück. Der kleine Hansel ist so närrisch vor Freude, daß er den Stuhl umrennt. Das Paket poltert auf den Boden. „Ums Himmelswillen, das Rühre!" jammert die Mutter. Vaters Augen blitzen. Hansel rettet sich aufs Kanapee. „Wart, Männle, wenn das Rühre kaputt ist!" droht der Vater und er knüpft die Schnur auf. Holzwolle fällt auf das Tischtuch. Etwas Neumodisches muß so ein „Rühre" sein, denkt sich der kleine Bub. Immer noch Holzwolle! Endlich zerrt der Vater an einem gläsernen Ding. Wie ein Weckglas mit Gewinde sieht es aus; aber kantig ist das Glas und gottseidank unzerbrochen. Zwei Liter steht auf dem Glasboden. Nun wühlt die Mutter bis zur Elle in der Schachtel. Sie zieht den Blechdeckel heraus. Ein Zahnrad ist ihm aufmontiert. Das Rädchen dreht einen Quirl mit hölzerner Schaufel. Der Vater schraubt Glas und Deckel zusammen und probiert das Rühre. Inzwischen schrillt die Hausglocke. Schnell verschwindet die Mutter mit Rühre und Schachtel in die Nebenkammer. Der kleine Hansel aber denkt: „Quirl, Glas und Zahnrad geben ein Rühre; nicht alle Leute dürfen es sehen. Merkwürdig."

Seitdem das „Rühre" im Hause ist, bläst die Mutter den Rahm von der Milch. Ganz dick platscht er aus irdenen Schüsseln in das Zweiliterglas. „Büble, heute bekommst wieder einmal Butterbrot!" sagt die Mutter freudig, indem sie den Quirl in das Rahmglas steckt und den Deckel aufschraubt. Sie setzt sich in das Kücheneck, nimmt das „Rühre" auf den Schoß und dreht. Das Zahnrad rasselt, es saust der Quirl. Im Glase rauscht und spritzt der Rahm bis zum Deckel herauf. Langsam rinnen dicke Fettkugeln wieder nach unten. So rasselt, rauscht und spritzt es eine halbe Stunde lang.

„Fertig!" sagt die Mutter und stellt das Rühre auf den Tisch. Eine gelbweiße Kugel schwimmt im Glase. Hansel rennt nach dem Vater. Wie beide in die Küche treten, liegt die Butterkugel bereits auf dem Teller. „Ein wenig bleich", meint der Vater, „man muß noch die Rahmtemperatur herausbringen." Alle dreie bekommen ein Butterbrot. „Sauer, sauer!" schreit der Hansel. „Besser saure als keine Butter!" erwidert die Mutter. Sie gießt dem Vater Buttermilch in die Tasse.

Vollmilch bekommt das Hansele in der Notzeit nur ganz selten zu trinken. Die Mutter spart den Rahm. Dafür aber gibt es Butterbrot. Einmal schmeckt es sauer, ein anderes mal süßlich. Wohl steht das „Rühre" immer auf der Ofenhölle; aber so schmackhafte Butter wie des Käsers großes Butterfaß liefert es nie. Ja, ja, auch das Buttern will gelernt sein! Selbst dem Meisterkäser gelingt es nicht immer erstklassige Markenbutter herzustellen.

Im ersten Weltkriege lernte Hansl das „Rühre" kennen. Not und Hunger haben es ins Haus gebracht. Erst als man beim Käser wieder markenfreie Butter kaufen konnte, bekam das „Rühre" seinen Feierabend. Nun erlebte es ein staubiges Dasein zwischen altem Gerümpel auf dem Dachboden. Der Käser aber dreht immer noch das große Butterfaß.

Hansl ist längst erwachsen und muß streng arbeiten. Trotzdem bekommt er kein Butterbrot; denn die Not im Lande ist groß. Oft denkt er an das „Rühre". Es könnte ihm den Hunger stillen helfen. Das Gesetz aber sagt: „Butterrühren ist nur dem Käser erlaubt. Alle ‚Rühren' müssen abgeliefert werden!" — „Man muß der Obrigkeit gehorsam sein", denkt der Hans und er ißt trockenes Brot.

Das Illertal und die Legauer Hochfläche

Der Grabhügel im Walde

„Hü, hü!" schrie der Kapellbauer mit zornrotem Kopf und klammerte seine harten Fäuste fester um die Sterzen. Aber sein Schimmel zog nicht an und der scheckige Ochse bockte. Da pfiff den Tieren die Peitschenschnur über die Ohren. - Unter der Pflugschar klirrte es. Ein rostiges Eisen fuhr gegen des Bauern Wade. „Oha, was ist das?" Der Kapellbauer hielt ein Schwert in seinen Händen und war nicht wenig verwundert, daß es in seinem Acker lag.

Nach Feierabend läutete der Bauer im Pfarrhof an. Der Pfarrer kam und war erstaunt, als er seinen Heiligenpfleger mit dem starken Bronzeschwert vor sich stehen sah. Lange hielt er es prüfend in seinen Händen, bis er sprach: „Bauer, dein Acker ist ein Friedhof, komm mit!" Beide gingen zur Archivkammer. Der Pfarrer nahm eine alte Chronik aus dem Bücherregal und setzte sich zum Bauern an den Tisch. Sie lasen:

„Von unserem Dorfe führt mitten durch die Weizen- und Roggenfelder der ‚Totenweg' zum Walde. Die Urbewohner unserer Heimat haben ihn lange vor Christi Geburt angelegt. Sie gingen diesen Trauerweg, wenn eines ihrer Lieben gestorben war. In langem Leichenzuge trugen sie den Toten klagend hin-

aus zur sonnbeschienenen Wiese, zu den vielen runden Hügeln. Ein Scheiterhaufen ward errichtet. Ihr Priester sprach lange zum Gedächtnis des Toten und murmelte geheimnisvolle Gebete zu den Göttern. Dann entfachte er das Feuer. Lautes Wehe-klagen erscholl an dieser heiligen Stätte. Männer und Frauen beteten inbrünstig zum Sonnengott, er möchte den Verstorbenen gnädig in sein Reich aufnehmen und seine Seele darin wandern lassen. Dunkler Rauch stieg zum Himmel. Unbarmherzig verzehrte das Feuer sein Opfer, nicht aber das Leid der Hinterbliebenen. Als dann die Sonne sank, nahmen die Angehörigen des Toten Gebeine und füllten damit die bereitgestellte Tonurne. Für die ewige Seelenreise gab man dem Verstorbenen Waffen, Schmuck und Eßwaren mit. Nun aber griffen alle zur Schaufel und warfen Erde über die Urne, bis sich ein kreisrunder Hügel darüber wölbte. Anderntags fuhren sie mit bespannten Karren Steine hinzu, oft bis zu fünfzig Fuhren. Dreißig bis vierzig Schritte im Durchmesser und mehrere Meter in der Höhe mißt so ein Grabhügel unserer Vorfahren. - Jahrhunderte vergingen. Hügel reihte sich an Hügel. Die keltischen Menschen sind längst gestorben oder ausgewandert. Auf ihre Gräber hat der Wald seinen Fuß gesetzt oder der Bauer erntet darauf seinen Weizen. Heute sind sie selten geworden. Nur da und dort erzählt ein Grabhügel oder ein gefundenes Bronzeschwert von Leid und Klage jener Menschen. Halte in Ehren das Waldgrab, als läge darin dein Ahne!"

Der Kapellbauer hatte andächtig gelauscht. Er wünschte dem Pfarrer gute Nacht und ging. - Als der Bauer wieder in die Stadt fuhr, lag das Bronzeschwert auf dem Gäuwägele. Beim Museum mußte der Schimmel lange warten; denn der Bauer besichtigte darin die verwahrten Waffen und Geräte der Steinzeitjäger, der Hallstattleute, der Kelten, Römer, Franken und Alemannen. Als er wieder kam, klopfte er den Hals seines Schimmels und sagte: „Hü, Schimmele, hü!"

Der Balthesbauer

Als der Balthesbauer zum letztenmale 15 K + M + B 25 über die Stubentüre schrieb, rumorte es im ganzen Lande und alles war aus der Ordnung geraten. Auf dem Kirchplatze und erst recht in den Wirtshäusern ging es hitzig her. Fremde Redner hielten Versammlungen und schimpften über die Obrigkeit.

Zehntgaben und Steuern wurden den Herren verweigert. Manche Bauern schlugen unerlaubt in den Bannwäldern Holz, soviel sie brauchten. Andere gingen ohne Ausweis zum Fischen und Jagen und manche waren vom alten Glauben abgefallen. Der Balthesbauer blieb solchem Treiben ferne. Wenn ihm einer Vorwürfe machte, sagte er nur: „Das tuet nit gut. Recht muß Recht bleiben!"

Darum haben ihm Bundschuhanhänger des Dorfes in einer dunklen Februarnacht den Achtpfahl mit dem Strohwisch vor die Haustüre geschlagen. Am Pfahle hing ein Zettel: „Wer nicht mit uns ist, ist gegen uns! Wir wollen Dich und die Deinen verachten und jeden, der bei Dir ein- und ausgeht. Wir verbieten Dir unsere Mühle, die Taferne, die Badstube, die Viehweide und das Trinkwasser, bis Du in unseren Bundschuh eingetreten bist."

Ganz blaß stand der Balthesbauer vor dem Ächtpfahl. Seine Knie zitterten. In den harten Fäusten zerknüllte er das Schreiben. Laut weinten Bäuerin und Kinder. Entsetzlich war dieses Unglück für die Leute des Baltheshofes. Nun konnten sie nicht mehr frei im Dorfe gehen. Man würde mit Fingern auf sie zeigen und die Buben würden schreien: „Dem wird man schon hineinhelfen in den Schuh!"

In dunklen Nächten kamen Männer zum Baltheshof, die dem Bundschuh nicht beitreten wollten. Von ihnen erfuhr der Balthes, daß sich die Herren gegen die Bauern verbündeten, überall Landsknechte anwarben und in Ulm Spieße bestellten. Sie erzählten auch, daß die Bauernräte in der Memminger Kramerzunft ihre Forderungen aufstellten. Ganz gefährlich war es geworden. Überall zwang man die Bauern in die Haufen einzutreten. Wer nicht mitmachte, wurde als Feind betrachtet und hatte große Gefahren zu erwarten an Hab und Gut, an Leib und Leben. Darum beschlossen die Männer im Walde ein sicheres Versteck zu suchen. Hernach brachten sie Lebensmittel und ihr Vieh dorthin.

Eine Bauernabordnung ritt von Memmingen nach Ulm. Dort waren die Ritter und Fürsten versammelt, um zu beraten, ob man mit den Bauern verhandeln solle. Lange studierten die Herren an den Memminger Bauernartikeln. Dann schüttelten sie ihre Köpfe und der Kanzler Eck sagte: „Nein! Unsere Untertanen haben Gehorsam geschworen; sie sollen ihren Eid halten."

Solche Antwort hatten die Bauern nicht erwartet. Nun wollten sie ihre Forderungen mit Gewalt durchsetzen. Ihre hitzigen Anführer riefen im Monat März 1525 zu den Waffen.

Niemand bestellte in diesem Jahre die Äcker, niemand säte.

Im Allgäu begannen die Bauern mit dem Verbrennen der Burgen und Klöster. Ihr Anführer, der Knopf von Leubas, sagte: „Wenn wir den roten Hahn auf die Burgen setzen, können uns die Herren nicht mehr bedrücken." Solche Schreckensnachricht verbreitete sich schnell im Lande. Nun floh der Balthesbauer mit seinen Leuten in den Wald; denn er wußte allzugut, wie die „Rebellen" mit den Geächteten umgehen. Überall zogen nun die bewaffneten Bauern herum. Sie plünderten das Schloß Falken, belagerten Grönenbach, Memmingen und die Mindelburg. Selbst die Klöster wurden gestürmt, ausgeraubt, zerstört oder verbrannt. Im Ottobeurer Benediktinerkloster spielte ein Bauer aus Sontheim den Abt. Überall verübten die betrunkenen Haufen, die keine guten Anführer hatten, schlimme Greueltaten. Deshalb kam ihnen später in ihrer Not niemand zu Hilfe.

Anfangs April zog ein Teil des Allgäuer Bauernheeres das Günztal herunter und half die Stadt Memmingen belagern. Weil es aber zu wenig Geschütze hatte, konnte es die Mauern nicht zusammenschießen. Der Kommandant im Benninger Hauptquartier ließ die hölzernen Wasserleitungen durchsägen, um die Stadt zur Übergabe zu zwingen. Die Memminger bekamen Hilfe zur rechten Zeit. Der gefürchtete und tapfere Landsknechtführer Jörg Frundsberg von Mindelheim rückte mit 6000 Söldnern und 1500 Reitern gegen Memmingen. Das war für die Bauern eine Schreckensnachricht. „Boos, Berkheim, Illertissen und Kellmünz stehen in Flammen!" meldeten die Späher. Und noch eine schlimme Botschaft lief beim Bauernhauptquartier ein: Der Truchseß von Waldburg, genannt der „Bauernjörg", Feldhauptmann aller Landsknechte, kommt mit starkem Heere über Sontheim, Attenhausen, Frechenrieden und Westerheim. In solcher Gefahr gab der Knopf von Leubas seinen Bauern Befehl zum Rückzug über Wolfertschwenden ins Illertal. Erst bei Wurzach und an der Leubas stellte er sich mit seinen 23000 Bauern zum Kampfe. 14000 Söldner mit zahlreichem Geschütz warteten auf den Angriff der Bauern. Jedoch er kam nicht. In der Nacht zuvor waren die meisten Bauern samt dem Knopf geflohen. Der Rest ergab sich dem „Bauernjörg", welcher 70 Rädelsführer in die Duracher Kirche sperren ließ und manchen davon erhängte.

Noch lange Zeit ritten kleine Landsknechtsfähnlein im Auftrage des Feldhauptmanns durch das Land, um die entflohenen „Rebellen" und Haufenführer zu suchen. Auf ihren Listen standen die Namen: Hans Waun von Grönenbach, Balthes Färber von Ottobeuren, Thomas Scherer von Legau, Hans Miller von

Steinbach, Toni Heber von Lautrach, Endres Wiedemann von Landholz, Bernhard Klauß von Wolfertschwenden, Christian Huber von Niederrieden, Jakob Miller von Heimertingen und manch andere.

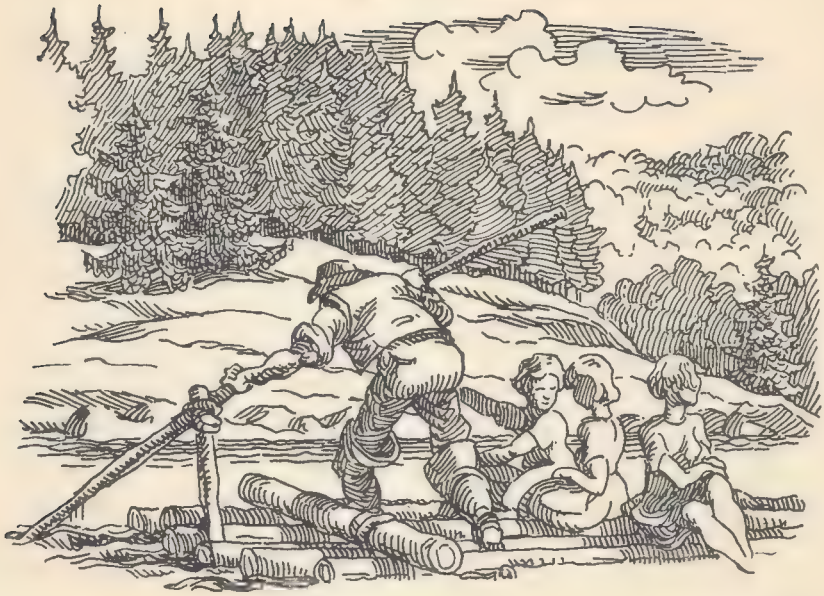
Als der Balthesbauer mit seinen Leuten aus dem Walde trat, lag sein Hof in Schutt und Asche. Aber auch der Ächtpfahl war verbrannt für immer. Im Dorfe aber sagten die Leute: „Recht muß Recht bleiben. Wir wollen den Baltheshof wieder aufbauen helfen!"

Eine Floßfahrt auf der Iller

Bei Au, an den Gestaden der Iller, sind die Flößer am Werke. Eben sind sie dabei, ein riesiges Baumstammviereck mit „Ho-ruck, ho-ruck!" in den Fluß zu schieben. Schwere Griffbengel tun hier gute Dienste. Starke Eisenklammern halten die Stämme zusammen. Das Baumstammviereck ist gegen das Ufer hin offen. Dort lagern in hohen Stößen die Waldriesen der Umgebung. Jetzt rollt einer nach dem andern in das offene Viereck. Hoch spritzt das Wasser. Flößerknechte springen in die kalten Fluten, um Stamm für Stamm zu befestigen. Das Floß muß einen festen Boden bekommen. Viele Stämme werden noch auf seinen breiten Rücken gerollt und zum Schlusse mit eisernen Gliederketten zusammengebunden. In die Mitte wird das Flößerhäuschen gesetzt. So reiht sich bald Floß an Floß zu langem Zuge. Es vergeht noch Zeit, bis nach Ulm abgefahren wird.

Am Ufer wartet der Flößerjörg, ein großer, sehniger Mann. Klug leuchten seine blauen Augen. Sehr derb sind seine Fäuste. „Abfahrt!" ruft er uns zu. Während er das Hanfseil vom Pfosten löst, springen wir auf das Floß. Hart stößt der Jörg seine Ruderstangen gegen das steinige Ufer. Das Floß zittert, schaukelt und fährt ab. Der Jörg eilt nach hinten, um nachzuschieben, er eilt nach vorne, um zu steuern. Wir freuen uns an der Behendigkeit des Flößers und an der prächtigen Landschaft.

Über hundert Meter steigen die Ufer an. Senkrecht sind die Wände, oft grau und kahl. Dann wieder sind sie mit Birkengrün, jungen Tannen, Latschen und rotem Holunder umstanden. Gefährlich schmale Jägersteige führen in Serpentinen von den Höhen zum Flusse. Aus tiefen Schluchten murmeln klare Quellen.



Mächtige Schotterhaufen und steile Uferwände zwingen immer wieder Fluß und Floß zu scharfen Windungen. Wie eine Schlange zwängt sich die Iller durch diese enge Gasse. „Zwischen den Kurven liegen die grünen Säcke", sagen die Illerbauern. Die Flußschleifen machen dem Flößer schwer zu schaffen. Der Jörg schwitzt. Schweißperlen rinnen ihm bis zum Halse herunter. Mächtig stemmt er seine Ruderstange an die Sandsteinwände, in das Wasser; einmal rechts, dann wieder links. Rasch muß er sich entschließen und handeln. Der Jörg kämpft mit dem Flusse. Sein Floß muß unbeschädigt durch die Schleifen schwimmen.

Nördlich Unterwaldegg verbreitert sich das Tal. Bei Oberbinnwang treten rechts die Ufer zurück. Der Jörg bekommt ein wenig Zeit zum Verschnaufen. Paddler jagen in schlanken Booten vorüber. Unser Floß erreicht die Hängemühle. Ein Drahtseil ist über den Fluß gespannt. Ein breiter Kahn hängt an einer Kette. Das ist die Illerfähre. Am Ufer warten Wallfahrer nach Steinbach auf den Fährmann.

Der Jörg sagt: „Jetzt kommt die gefährlichste Schleife." Uns ist nicht mehr ganz wohl dabei. Wir ziehen uns in die Mitte des Floßes zurück. Jörgs Aufmerksamkeit gilt dem Floße. Er hört

nicht unser Rufen; er sieht nicht, wie drüben auf einer Halbinsel Lautrach auftaucht. Fast senkrecht fallen hier die Flußufer ab. „Schrofen", sagen die Leute an „der lauteren Ach". Das hohe Schloßgebäude in Lautrach beherbergt die ärmsten Menschenkinder, die Schützlinge des großen Wohltäters Deybach.

Bei Illerbeuren überqueren Eisenbahn und Straße die Iller. Hoch über „Puirra", d.i. Beuren, grüßt die stolze Kronburg in das schwäbische Land. Vierzehn Meter höher als das Schloß liegt der große „Wolkenschieber", der Hohe Rain (757 m) mit seinem sagenreichen Hochwalde, mit seinen Befestigungsanlagen und Grabhügeln.

Unser Floß treibt weiter, immer der Landesgrenze entlang. Der Ferthofener Zöllner ruft herunter: „Zollstation!" Der Jörg kümmert sich nicht darum. Zu ungemütlich werden ihm die zahlreichen Inseln, Sandbänke und Felsbrocken. Immer neue Schleifen tauchen auf. Unbeschädigt mit dem Floße durch die Brücke zu kommen, ist schon eine richtige Flößerkunst. Heilfroh ist der Jörg und auch wir, als Mooshausen erreicht ist. Hier wird die Iller zum Stausee. Ein breiter Kanal begleitet von jetzt an den schnellen Fluß. Bald ist die alte Römerstadt Celle-montes (Kellmünz) erreicht. Von Norden her schimmert durch blauen Dunst die Spitze des Ulmer Münsters. Im Ulmer Hafen landet unser Floß. Fest und dankbar drücken wir zum Abschied des Flößers Hände und springen auf das sichere Land.

Der Jörg hat beim Holzhändler noch allerlei zu besorgen. Hernach beherbergt ihn die Flößerkneipe. Viele Jahre ist der Jörg verschollen. Er schläft den ewigen Schlaf. Kein Floß wird wieder durch unser herrliches Illertal gesteuert. Nur die Illerwasser rauschen, eilen und zwängen sich wie zu Flößers Zeiten durch die enge, steinerne Gasse.

Wie die sieben Schwaben in der Kronburg gefangen saßen

Als die sieben Schwaben an der Kronburg vorüberzogen, guckte eben der Junker aus dem Fenster und sah die Gespanen vorbeiziehen. Da rief er seinem Schergen und sagte: „Lueg einmal, was das für Leute sind; es mögen wohl Landfahrer sein oder sonst so eine Bagasche." Der Scherge nahm sieben Bullen-

beißer mit und stieg den Berg hinab, den Schwaben entgegen. „Sie sollten ihm folgen, ohne Umschweif", sagte er und die Hunde bleckten die Zähne. „Man muß wohl der Obrigkeit gehorsam sein", dachten sich die sieben Schwaben und folgten ihm. Allein der Knöpfleschwab war saumselig und mußte ein paarmal zur Pflicht gehetzt werden. Wie sie vor dem Junker erschienen, fragte er sie: woher? und wohin? und wie? und warum? Und der Seehas erzählte getreulich: „Wie daß in der Gegend am Bodensee ein schreckliches Tier hause und da hätten sie sich als brave Landsleute zusammengetan, um das Land von solchem Ungeheuer zu befreien." Das glaubte aber der Junker nicht, sondern blieb bei seiner Meinung, sie seien Strolche und Diebsgesindel, und ließ sie in die Keuche (Kerker) stecken.

„So geht es in Schnitzebutz Häusle,
Da singen und tanzen die Mäusle,
Und bellen die Schnecken im Häusle -
Aber ganz still wie ein Mäusle",

hat der Blitzschwab gesungen.

Da aber der Junker ein gar frommer und milder Herr war, der sogar seinen eigenen Bauern nicht mehr Wolle abschor, als er eben nötig hatte, um sich selbst warm zu kleiden, befahl er, daß man den Gefangenen Nahrung reichen solle. Der Spiegelschwab, der ihn wohl kannte und wußte, daß in des Junkers Küche und Keller der Schmalhans hauste, legte seinen Plan darauf an, welchen er seinen Gesellen mitteilte. Wie also der Scherge mittags eine große Pfanne voll Milchspätzle brachte, sagte der Blitzschwab zum Knöpfleschwaben: „Die gehört wohl für dich." Der Scherg meinte, das sei für alle genug. Der Knöpfleschwab aber sagte: Er wolle lugen, ob's für ihn lange. Und er aß die Pfanne allein aus, so daß er kein gotziges Spätzle leibte und die Schubet noch zusammenschärrte, als hät's ein Hund ausgeschleckt. Das hinterbrachte der Scherge seinem Herrn und sagte: „Man müßt nur gleich eine Brente voll Spätzle auf einmal kochen und er wette, es sei noch nicht genug." Da ging der Junker von und auf Kronburg in sich und meinte, er sei dem schwäbischen Kreis und der Menschheit kein so großes Opfer schuldig, daß er sich aushungern lassen sollte in seinem Schlosse um einer weniger Strolche willen. Und er befahl, die Sieben sogleich in Freiheit zu setzen. Der Amtsherr aber gab ihnen wohlweislich noch einen Steckbrief mit, um andere Leute vor ihnen pflichtschuldigst zu warnen.

(Nach Gröber, Die sieben Schwaben)

Wir fahren nach Legau

In Memmingen wartet das Legauer Zügle. Wir steigen ein. Fast alle Plätze sind schon besetzt; denn es ist Dienstag. Die Landbevölkerung hat in den Stadtämtern zu tun, bringt Waren zum Wochenmarkt und muß Einkäufe besorgen. Erzeugnisse von Stadt und Land werden ausgetauscht. Bis zur Abfahrt haben wir festgestellt, daß unser Reiseziel südwestlich der Stadt liegt. „Wir sind im falschen Zug, er fährt ja nach Westen!" ruft der Franzl aufgeregt. Aber bald ist er beruhigt. Das Zügle ist in großem Bogen ausgefahren und hat nun wieder Südrichtung eingenommen. Der Memminger Stadtwald nimmt uns auf. Nach scharfer Kurve bremst der Lokomotivführer. „Dickenreishausen!" ruft der Schaffner. Nur ältere Leute steigen aus. Die Jugend benützt anscheinend das Fahrrad.

25 Meter Höhe hat bisher das Bähnle überwunden. Wieder gibt der Heizer Dampf. Der Schienenstrang zieht sich dem Buxachtale entlang. Wir fahren durch herrliche Wälder. Stadtwald, Königsrain, Brentenberg, Kasparghau und Hurren heißen die Waldabteilungen. Kräftige Tannen malen lange Schatten auf die frischen Bachwiesen. Nach dem Hurrenwald pfeift das Zügle. Eine Haltestelle für die Kronburger und Ferthofener kommt. Bei Schnall sehen wir die große Illerschleife. Gleich sind wir in Illerbeuren und Steinbach. Wallfahrer steigen aus dem Zuge, um in der schmucken Kirche „Maria von Steinbach" zu verehren. Wir fahren weiter. Die Lokomotive raucht und faucht. Mühsam stampfen die Räder. Einige meinen aussteigen und dem Zug helfen zu müssen, so langsam bewegt er sich nach Süden. Das Land steigt stark an. Aber unser Zug schafft es schon. Doch klingt sein letzter Pfiff wie ein heller Juchzer. So rollt das Zügle, müde der Strapazen, in den Sackbahnhof ein. „Legau, alles aussteigen!" ruft der Schaffner.

Nun haben wir die Legauer Hochfläche erreicht. Über sechzig Meter Höhenunterschied mußte die Lokalbahn überwinden. Frischer als im Tale weht der Wind. Trotz der Wasserarmut wogen von Landholz bis Steinbach die weiten Ährenfelder. „Die Ernte ist reichlich, wenn der Jahrgang nicht gar zu trocken ist", sagt der Legauer Bauer. Ertragreicher jedoch ist der Wiesenbau. Immer wieder treffen wir große Viehherden auf saftigen

Weiden. Wohlgepflegte Herdebuchkühe sind des Bauern Stolz. Dreiundvierzig stattliche Einzelgehöfte und Weiler liegen zerstreut in den Fluren der nach Norden sich abdachenden Hochebene. Wir sind im Allgäu. Saubere Molkereien verarbeiten die angelieferte Milch. Mehrere Mühlen mahlen das Korn. Auf gepflegter Landstraße oder mit der Bahn befördert der Legauer seine Erzeugnisse in die Stadt.

Legau ist ein Markt. Dort werden seit dem Jahre 1455 Wochen- und Jahrmärkte abgehalten. Sauber und geräumig ist der Marktplatz. Das Rathaus war einst das „Gredhaus". Das Legauer Wappen über dem Rathauseingang zeigt ein Rutenbündel mit Beil. Der Kaiser selbst hat es 1485 dem Orte verliehen. Das kam so: Zu den Legauer Märkten erschienen neben ehrlichen Handelsleuten auch viele Diebe, Betrüger, Quacksalber und Marktschreier. Immer wieder störten sie den Marktfrieden. Darüber klagte der Magistrat beim Kaiser. Nun erhielten die Legauer die Erlaubnis, Friedbrecher und Diebsgesindel an Markttagen einzufangen und zu strafen. Sogar einen Galgen durften sie errichten. Mancher Galgenstrick ist daran gehangen! Mit dem Wappen warnte der Bürgermeister jeden Fremden: Wir haben ein Marktgericht und bestrafen jeden mit Ruten oder mit dem Beile, der sich gegen unsere Marktordnung verstößt.

Eine Inschrift am Rathause erzählt: „Auf diesem Platze mit Umkreis stand einst der Reichshof Legau der Zentene Legau der Grafschaft Nibelgau, gegründet um 740." - Ein Reichshof war bei den Franken ein großes Verwaltungsgebäude, ähnlich unserem Landratsamt. Darin regierten der Zentgraf und seine Beamten. Die Zentene war etwas größer als die heutige Pfarrei Legau. Mehrere Zenten zusammen bildeten den Nibelgau. Die Nibel fließt bei Aichstetten und kommt aus nebelreicher Moorgegend. Legau war schon zur Frankenzeit ein wichtiger Ort. Dem Reichshof verdankt es seine Entwicklung zum Markte.

Viele Jahrhunderte sind seitdem verflossen. Die Legauer waren immer fleißig. Weit sind ihre Felder. Gepflegt sind Äcker, Wiesen und Gärten. Stattliche Höfe, Sölden und Geschäftshäuser stehen dicht gedrängt nebeneinander. Aus der Häusermitte ragen Kirche und Turm zu St. Gordian hoch empor.

Im Sackbahnhof pfeift das Zügle. Wir müssen Legau und seine Hochfläche verlassen, ohne die alten Burgställe über der Iller, die hübschen Weiler und Kapellen besucht zu haben. „Alles einsteigen!" ruft der Schaffner. Mit wenig Dampf rollt uns das Zügle von Legau nach Memmingen.

Föhneinbruch im Alpenvorland

Wenn der warme Südwind, der Föhn, über unser Alpenvorland streicht, dann sinkt das Barometer. Die Berge im Süden treten klar hervor und sind so greifbar nahe, daß wir glauben, in einer Stunde den höchsten Gipfel erreichen zu können. Empfindliche Leute klagen über Müdigkeit, Kopfweh, „Marodesein" oder gar über Atemnot. Der Wetterkundige behauptet, daß bald eine Schlechtwetterperiode eintrete.

Solche Beobachtungen haben wir alle schon als richtig erkannt. Wenn Föhnwetter herrscht, werden die Wälder schwarz. Um die Weihnachtszeit schmilzt der Schneemann zusammen. Die Dachrinne tropft und Schneelawinen rutschen von den Hausdächern. In solchen Tagen meldet der Wetterdienst Sturm und Lawinengefahr auf den Bergen. Am tiefblauen Himmel zeigen sich die eigenartigsten, oft arg zerfetzten Wolken, die der Allgäuer „Föhnbollen" nennt. Ja, wir kennen es gut, das Föhnwetter; denn in keiner Gegend tritt es häufiger und stärker auf, als bei uns im Alpenvorlande.

Das hat schon seinen Grund. Wer auf den Wetterdienst acht gibt, hat schon gemerkt, daß Föhnwetter immer dann eintritt, wenn vom Westen ein Tiefdruck (Schlechtwetterwolken) naht. Dieses Tief saugt die Luft aus unserem höher gelegenen Alpenvorlande ab. Dadurch entsteht ein luftarmer Raum, der wieder ausgefüllt werden muß. Es wird nun Luft vom Südrand der Alpen über deren Kamm nach Norden gesogen. Über dem Alpenkamm erscheint jetzt eine dichte Föhnwolkenmauer. Im Gebirge schneit oder regnet es. Die angesogene Luft strömt nun in raschem Tempo nach Norden in den leeren Raum des Alpenvorlandes. Dabei entwickelt sich Wärme. Heftige Winde rütteln an den Fensterläden. Solche Trockenluft können nicht alle Menschen gut ertragen.

Nun dauert es nicht mehr lange, bis vom Westen her tiefschwarze Schnee- oder Regenwolken ziehen. In kurzer Zeit ist der klare Himmel bedeckt. Die Berge verschwinden im Wolkengrau. Der Regen prasselt nieder. Der Wetterumbruch ist vollzogen. Das Barometer steigt wieder. Die müden Menschen atmen auf und sagen: „Gott sei Dank!" Die Arbeitsfreude stellt sich bei ihnen wieder ein. So ist also der Föhn der Vorbote einer nahenden Schlechtwetterperiode.

Wetterglas und Bayerwind

In Großvaters Stüble hängt ein langes, schwarzes Brettchen. Darauf ist eine Glasröhre befestigt. Ihren unteren Teil verdeckt ein kleines Kästchen. Ziehst du den Deckel hoch, funkelt dir eine Silberkugel entgegen; es ist Quecksilber darin. Ganz oben, am verschiebbaren Drahtzeiger, ist ein Zettel aufgeklebt. Darauf kannst du lesen: Regen, veränderlich, schön, stürmisch. Barometer oder Luftschweremesser heißt das Ding. Der Großvater aber sagt nur „Blaneter" und klopft mit dem Fingerknöchel auf das Brettchen. Dann bringt er manchmal heraus, wie das Wetter wird.

Ein neugieriger Bub fragt natürlich: „Wie kann denn die Glasröhre wissen, daß es schön Wetter bleibt?" Aber der Großvater weiß Bescheid und erklärt den Zusammenhang zwischen der Luftschwere und dem Quecksilber in der Glasröhre.

Gehst du aber am gleichen Tage hinunter zur Talmühle, wirst du sehen, daß die Zahlen nicht übereinstimmen. Du mußt wissen, daß an Orten mit niedriger Seehöhe der Luftdruck größer ist als auf Höhenlagen. So ein Barometer aus Großvaters Zeiten, wie auch der neue in der guten Stube, kann gewiß die Luftschwere messen, aber nicht bestimmt das Wetter prophezeien. Das hat der Bauer schon oft gemerkt und deshalb geschimpft: „Das Barometer spinnt, der Zeiger steigt und der Regen fällt!" Darum ist er mißtrauisch geworden und erkundigt sich gleichzeitig bei seinen alten Wetterpropheten. Sie heißen Rauch, Schwalben, Zug, Glocken, Gebirge, Frosch, Milchdischel, Telefondraht und Wolken. Die weiß er durch genaue Beobachtung zu deuten und von heute auf morgen kann er das Wetter bestimmt voraussagen, auch ohne Wetterglas.

Heutzutage ist das alles leichter. Man schaltet einfach das Radio ein und hört den Wetterbericht ab. Was es aber Arbeit kostet, bis diese paar Sätze gesprochen werden können, das ahnst du wohl kaum. An zahlreichen hochgelegenen Orten Deutschlands und in ganz Europa sind Wetterstationen errichtet worden. Sie messen den Luftdruck, die Luftwärme, die Regenmenge; sie beobachten besonders die Wolkenbildung, die Stärke und Richtung der Winde. Ihre Feststellungen zeichnen sie dann in Wetterkarten und melden sie weiter von einer Station zur anderen.

Solche Wetterstationen waren auch in Memmingen und Ottobeuren. Zehn Jahre lang hat man täglich den Barometer-, den Thermometerstand, die Regenmenge und die Windrichtung aufgeschrieben. So konnte man berechnen, daß in Memmingen der höchste Barometerstand im Januar (710,5 mm) und der tiefste im April (704,6 mm) betrug. Durchschnittlich steht der Zeiger bei 708,7 mm; in Ottobeuren aber bei 704,5 mm, weil der Ort 50 m höher liegt als die Stadt. Auch die Luftwärme ist verschieden. Um Memmingen ist es durchschnittlich um 1,3 Grad wärmer als im Günztal.

Die Unterschiede in Wärme und Luftdruck erzeugen Luftströmungen, also die Winde. Den gleichen Vorgang hast du schon bemerkt, wenn die Türe des warmen Zimmers längere Zeit offen steht. Die schwerere, kalte Gangluft streicht in Kniehöhe herein und treibt die leichtere, warme Luft in Mannshöhe hinaus. Wenn du mit einer Kerzenflamme unter der Türöffnung stehst, kann die Luftströmung beobachtet werden. Ganz gleich ist es draußen in der Natur. Das Zimmer ist gleichsam die stark erwärmte Ebene und Höhe, die Gänge sind die Täler mit ihren Flüssen und Seen. Fließen kalte und warme Luftströme zusammen, entstehen Winde. Fast ein Drittel aller Winde ziehen von Südwesten in unser Gebiet, ein Neuntel von Westen und mehr als ein Fünftel von Osten. Die Westwinde bringen Wolken, Regen und Gewitter. Im Günztal und im südlichen Teil unseres Landkreises regnet es viel öfter als im Unterland, hauptsächlich in den Monaten Juni und Juli. Seltener ist der „Bayerwind". Dieser von Osten kommende „Gutwetterwind" vertreibt nicht selten die „im Wetterloch" sich ansammelnden Regen- und Gewitterwolken. „Auf ihn kann man sich verlassen", sagt der Bauer. Solange er weht, bleibt das Wetter beständig. In den Wintermonaten ist er häufiger und er beißt und zwickt die Kinder ganz ordentlich in Backen und Nasen. Ihm allein verdanken wir unser ziemlich rauhes Landklima. Es ist ungünstig für Pflanzenwuchs und Ackerbau. Karger Boden und Bayerwind sind schuld, daß bei uns weder süße Weintrauben noch Orangen wachsen.

Wenn ihr nun in der Schule auch einen Wetterbeobachtungsdienst einrichtet, könnt ihr nach einigen Jahren genau herausbringen, in welchen Monaten es am meisten regnet oder wann es am kältesten oder wärmsten ist ... Ihr könnt dann mit dem Nachbarorte und mit dem Kempter Kalender vergleichen, der einen hundertjährigen Durchschnitt nachweist. Es wird sich

dann auch zeigen, ob die vielen Wetterregeln der Bauern einigermaßen richtig sind.

Wetterregeln: Tanzen im Januar die Mucken, muß der Bauer nach dem Futter gucken. - Mattheis brichts Eis. - Kunigund macht warm von unt'. - Wenn der April Spektakel macht, gibt's Heu und Korn in voller Pracht. - Viel Gewitter im Mai, singt der Bauer juhei! - Was Juli und August nicht kochen, kann der September nicht braten. - St. Mang schlägts Kraut mit der Stang. - Wenn um Martini die Gäns' auf dem Eise stehen, müssen sie um Weihnachten im Kote gehen. - Weihnachten im Klee, Ostern im Schnee. - Ist's an Weihnachten feucht und naß, gibt's leere Speicher und leere Faß.

In der Kartause Buxheim

Nach Buxheim fahren viele Omnibusse. Vor der uralten Kartause halten sie an. Männer mit Violinen, Knie- und Baßgeigen, mit Flöten, Klarinetten und Trompeten und andere Musikfreunde steigen aus. Pfeile mit der Inschrift: „Zum Konzertsaal" oder „Zu den Sommerkonzerten" weisen den Fremden den Weg durch den schmalen Kreuzgang zur ehemaligen Kirche.

Eigenartig sieht sie aus. Der Kreuzgang trennt Chor und Kirchenschiff in zwei Hälften. Die Stühle fehlen. Ein wundervolles, geschnitztes Chorgestühl wurde nach England verkauft. Nur die Altäre, der Priorstuhl, Stukkaturen und Deckengemälde erinnern noch an die frommen Kartäusermönche, die in diesem geweihten Raume ihren Herrgott lobten.

Vor mehr als fünfhundert Jahren kamen die Mönche aus dem Kartäusertal im Ries nach Buxheim. Gleich fingen sie an Kirche und Kloster zu bauen. Zuerst waren es nur sechs Zellen. Das sind die kleinen Häuschen, die sich um den viereckigen Kreuzgang reihen. Darin lebten einzeln und abgeschieden von der Welt die Mönche. Beten, schweigen und arbeiten war ihr Gebot. So verlangte es der heilige Bruno, der Gründer des Kartäuserordens.

Wir schauen durch den Schalter neben der Türe. Die Zelle ist in einen Wohn- und Arbeitsraum geteilt. Eine Schnitzbank stand darin. Jeder Mönch mußte Handarbeit pflegen, Blumen

und Obstbäume ziehen. Die Einrichtung war nicht besser als bei armen Leuten. Kreuz, Betstuhl und Schnitzbank fehlten in keiner Zelle. Schweigend nahm der Mönch sein Essen ein, welches durch das Schalterfenster geschoben wurde. Nur an den Sonntagen aßen die Kartäuser gemeinsam im Speisesaal. Fleischspeisen gab es nie. Nur wenige von den 22 Zellen sind erhalten geblieben.

Die Mönche leisteten wertvolle Kulturarbeit. Schon bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst hatte Buxheim eine eigene Druckerei, die erste in Schwaben. Im 18. Jahrhundert erneuerten die Mönche ihr Kloster. Dominikus Zimmermann aus Wessobrunn entwarf die Baupläne. Die Kirche, die Bibliothek und vor allem das schmucke Annakapellchen sind sein Werk. Der Hochaltar, viele Engelchen und auch die Buxheimer Hausheiligen wurden von den Mönchen geschnitzt. Buxheim zählte nicht nur zu den besten und schönsten, sondern auch zu den reichen Klöstern unserer Heimat. Vierhundert Jahre lang haben die Kartäuser zu Buxheim gebetet, gefastet, geschnitzt, gelernt und gearbeitet. Dann hatte der Staat auf einmal kein Verständnis mehr für die Klöster und ihre Arbeit.

Im Jahre 1803 raubte der Kurfürst dem Kloster alle Kunstschätze und versteigerte sie. Die Mönche wurden vertrieben, das Kloster selbst an den Grafen Waldbott-Bassenheim verkauft, welcher das Priorat zum Schlosse umbauen ließ. Was die Mönche in vierhundert Jahren gesammelt, gebaut und erworben hatten, wurde in 80 Jahren verschleudert. Buxheimer Kronleuchter, Kelche, Meßgewänder, Bücher, Gemälde, Holzschnitte, Schnitzereien und über 500 wertvolle Erstdrucke sind nun in aller Welt zerstreut. Der Graf ist verarmt gestorben, die Zellen sind verfallen, die Gebäude leiden starken Schaden. So ist Buxheim heute ein Kloster ohne Seele, ein Kunstdenkmal ohne Pflege, eine Kirche ohne eucharistischen Gott.

Ob die Kartause wohl noch einmal ihrem ursprünglichen Zwecke dienen darf? Ein wenig versöhnt uns, daß im Jahre 1926 die Salesianer das Priorat zurückgekauft und ein Internat für spätberufene Priester eingerichtet haben.

Schweigsam fahren die Musikfreunde von Buxheim nach Hause. Festliche Musik hat sie so stille gemacht. Im Geiste aber sehen sie traurige Mönche durch das Kloster schreiten, die sagen: Der Konzertsaal ist unsere Kirche. Gebt sie uns wieder!

(Ferdinanda Fischer)

Der feurige Mann

Im Bannwald zwischen Steinbach und Lautrach war es einst nicht geheuer. Alte Leute erzählen, es sei ihnen oftmals im Walde ein feuriger Mann begegnet. Er erschien ganz unerwartet und es tat, bevor er verschwand, jedesmal einen fürchterlichen „Surrer". Als er einmal etliche lustige Burschen, die vom Heimgarten kamen, ansurrte, wollten diese Spott mit ihm treiben und riefen: „Gib mir die Hand!" Einer der Burschen hielt ihm seinen Gangstock hin. Der feurige Mann griff nach ihm, surrte ganz fürchterlich und war verschwunden. Hernach aber sahen die Burschen am Stecken alle fünf Finger des nächtlichen Geistes eingebrannt. Seitdem blieb der Feuermann verschwunden. Wahrscheinlich hatte ihn der Bursche erlöst.

(Nach einer alten Sage)

Warum die Leute nach Steinbach wallfahrten

Steinbach ist ein kleines Pfarrdorf. Die vielbesuchte Wallfahrtskirche steht auf einer Landzunge. Die Bewohner der Umgebung verehren in der Kirche eine wundertätige Madonna, die aus dem Kloster Münchsroth stammen soll.

Um das Jahr 1730 wurde der Zustrom frommer Pilger nach Steinbach immer stärker. Das Volk berichtete immer häufiger von wunderähnlichen Erscheinungen, von Gebetserhörungen, von plötzlichen Heilungen körperlicher Leiden. Solches kam dem Bischof zu Konstanz, in dessen Bistum Steinbach lag, zu Ohren. Er wollte nicht daran glauben, ließ strenge Untersuchungen anstellen und kam 1733 selbst zum Gnadenbilde nach Steinbach. Nun bestätigte er in einem öffentlichen Schreiben die Wunder und erklärte Steinbach zum Wallfahrtsort. Von jetzt an nahm der Zustrom hilfesuchender Marienverehrer immer mehr zu. Die Zahl der jährlichen Pilger betrug 20 000—25 000. So viele Leute vermochte die Steinbacher Kirche gar nicht zu fassen. Man baute der Muttergottes (1753) einen würdigen Tempel, den jetzt das Volk „Maria von Steinbach" nannte.

Möge die Gnadenmutter von Steinbach unsere Heimat segnen!

Der wilde Jäger

In einer hellen Mondnacht zur Allerseelenzeit gingen zwei Männer durch den Lautracher Wald. Mit einem Male vernahmen sie lautes Rufen aus dem Hochwald: „Hurexdex, hebs, hebs, brrr!" Ehe die beiden Männer ein Wort miteinander sprechen konnten, stand der wilde Jäger vor ihnen und zielte mit seinem langen Gewehr auf ihre Köpfe. Entsetzt vor Schrekken rannte einer der Männer nach Lautrach zurück. Der andere aber blieb wie gelähmt stehen und bekam einen arg geschwollenen Kopf. Später erzählte er, der wilde Jäger habe ihn angeblasen und sei dann verschwunden, so schnell, wie er gekommen war. Nur von Ferne habe er noch öfters seinen Hurexdexruf vernommen.

Ein andermal ging ein Schuhmacher von der Stör spät abends nach Hause. Als er im Lautracher Wald an die Stelle kam, wo es den Berg aufwärts geht, saß auf einem Baumstock neben dem Fußsteig der wilde Jäger. Seine beiden Hunde mit den feurigen Augen und der feurigen „Lälle" hockten auf der anderen Seite, so daß die Hundeleine den Weg versperrte. Der ängstliche Schuster kehrte um und ging auf einem Umwege zu seiner Behausung. Als er aber auf die andere Seite des Waldes kam, saß ihm abermals auf gleiche Weise der Jäger mit den Hunden im Wege. Nun faßte der Schuster Mut und dachte: Ich habe nie ein Unrecht getan, also kann mir auch nichts geschehen. Er schritt herzhaft über die Hundeleine und es geschah ihm weder ein Leid vom wilden Jäger noch von seinen Hunden.

(Nach einer Sage)

Der Hühnermord in Volkratshofen

Das Jahr 1796 brachte schlimme Tage. Die Franzosen fielen ins Land ein. Allenthalben klagte die Bevölkerung über Erpressung, Plünderung und Raub. Weder Kuh noch Ochs, Pferd noch Schwein, Henne noch Hahn war vor den Soldaten sicher.

Als sich die Franzosen auch Volkratshofen näherten, dachte sich der Chirurg Unold: „Ich will meine Hühner im Taubenschlag verstecken." Gedacht, getan! Bald darauf kamen die französischen Quartiermacher. Ein Offizier nahm Wohnung in Unolds bestem Zimmer. Dessen Bursche lag in der Nebenkammer. Unold fütterte heimlich seine Hühner im Taubenschlag, freute sich darob und lachte sich ins Fäustchen.

Eines Morgens aber krähte überlaut der Hahn, so daß darob der Offizier erwachte und Lust bekam, solchen Vogel zu verspeisen. Gleich schickte er seinen Burschen auf Kundschaft. Jener meldete: Der Vogel kräht im Taubenschlag.

Der Offizier ließ den Chirurgen rufen und verlangte für heute einen saftigen Hühnerbraten. „Mein Herr, es sind keine Hühner da", sprach Unold. Da pfiff der Franzose durch die Zähne. Augenblicklich kamen etliche handfeste Dragoner mit blanker Waffe in die Stube, nahmen Unold in die Mitte und sprachen: „Komm mit, wir wollen dir Hühner zeigen". Also gingen die Soldaten zum Taubenschlag, der Offizier lachend hinterdrein.

Oben angekommen, öffnete ein Soldat den Schlag. Schlimmes ahnend, huben die Hühner an zu gackern und zu lärmen. Gleich darauf flogen die Federn und Hühnerköpfe. Ein wildes Gemetzel veranstalteten die Soldaten, daß dem Chirurgen vor Mitleid das Herz im Leibe zitterte. Der Offizier aber sprach zu ihm: „Hättest du rechtzeitig den Korporal der Hühner geschlachtet, wären die Hühner wohl gerettet worden!"

Mittags verzehrte der Offizier den „Verräter". Die Soldaten begnügten sich mit der fetten Hühnersuppe. Unold aber dachte: „Diese Lüge hatte kurze Beine."

Das Sühnekreuz

Du bist dem niedrigen Steinkreuz schon oft an alten Straßen, am Waldrande und in Dörfern begegnet. „Schwedenkreuz" nennen es die Leute, aber ganz mit Unrecht. Die Schweden haben zwar viele Menschen auf rohe Weise vom Leben zum Tode gebracht, doch Kreuze setzten sie ihren armen Opfern nicht, weder hölzerne noch steinerne. Wo heute ein solches Steinkreuz steht, geschah vor vielen Jahrhunderten ein Totschlag. Der Täter wurde vor ein Gericht gestellt und mußte schwerste Sühneleistungen auf sich nehmen. Die geringste davon war, zur ewigen Erinnerung an die Blutschuld ein Kreuz aus grobem Steine zu hauen und an den Tatort zu setzen. Deswegen nennt man solche Steinkreuze richtig: „Sühne-Kreuz".

Am Waldesrand ein Steinkreuz ragt,
Vom Sturm geneigt, vom Wetter zernagt.
Schon manch Jahrhundert wohl es steht,
Dornbuschumrankt, epheuumwebt.
Längst wob um den Stein die Sage ihr Kleid
Und erzählt uns von Schrecken vergangener Zeit.

Kreuz und Quer durchs Memminger Trockental

Der Römerturm bei Sankt Martin in Memmingen

Als die Römer im Lande waren, bauten sie feste Straßen von Italien bis zur Donau. Ein wichtiger Römerweg führte über Kempten und Memmingen nach Ulm. Darauf marschierten die Soldaten in ihre Lager. Auf den Wegweisern stand: Campodunum (Kempten), Cassiliacum (Lager bei Memmingen), Celle Montes (Kellmünz). Den marschierenden Truppen begegneten immer wieder römische Händler und Kaufmannszüge. Vollgepfropft waren die Karren mit feinen Uniformstoffen, Möbeln, Polstersesseln, Lampen, Schuhen, Sattelzeug und Waffen. Andere brachten süße Orangen und Weintrauben, Fässer mit Wein, Zitronen und andere Dinge, die es im rätischen Lande nicht zu kaufen gab. Die Händler hatten eine gute Zeit. In den Römerkantinen und in Gutshöfen brachten sie alle Waren los. Auch mit der keltischen Bevölkerung nahmen die Kaufleute Verbindung auf. Um billiges Geld erwarben sie in Rätien Kienspan, Töpfe, Käse, Honig, Vieh und Felle. Mit vollbeladenen Wagen zogen die Händler ins welsche Land zurück. Römische Soldaten fuhren mit in Urlaub.

In Rätien war es unsicher. Die keltische Bevölkerung mußte schwere Frondienste verrichten und hungerte. In ihrer Armut

und Not überfielen sie zeitweise römische Kaufmannszüge und plünderten die Waren. Darüber beschwerten sich die Händler beim Oberbefehlshaber in Augsburg (Augusta Vindelicorum). Als die Klagen immer häufiger wurden, gab Drusus den Befehl, die Straßen mit Türmen zu befestigen. Römische Architekten, Maurer, Ziegler und Kalkbrenner führten die Baupläne aus.

Die Kelten waren sehr erschrocken, als in ihren Dörfern bewaffnete Römer erschienen. Ein Dolmetscher war auch dabei. Er verkündete die neue Fronarbeit. Die Reiter trieben alle arbeitsfähigen Männer aus den Häusern und führten sie nach Memmingen.

Wo jetzt die Martinskirche steht, stiegen die Soldaten von den Pferden. Hier war die neue Baustelle. Soeben brachten einachsige Ochsenkarren grobe Tuffbrocken an. Dicht beim ausgesteckten Quadrate warfen die keltischen Fuhrleute die Steine ins Gras. Die Männer der Arbeitskolonne warteten. Der Dolmetscher sprach noch mit dem Maurermeister. Ein römischer Offizier stand auch dabei. Ihn begleitete ein Soldat mit einem Bündel Ruten. Ein Kelte flüsterte seinem Nachbarn ins Ohr: „Das ist ein Liktorenträger. Wenn du nicht folgst, wird er dich mit Ruten schlagen." Jetzt kam der Offizier heran. Die Kelten wurden in Arbeitsgruppen eingeteilt und von Soldaten zum Geräteschuppen geführt. Ein dicker Römer verteilte Pickel und Schaufeln an die Erdarbeiter, scharfe Hämmer und Meißel an die Steinklopfer, Sägen und Äxte an die Holzfäller. Nach jedem Arbeitstag mußte das Werkzeug abgeliefert werden.

Nun zogen die Männer gruppenweise an ihre Arbeitsplätze. Die Erdarbeiter stiegen über das Seil in den Bauplatz. Elf Meter lang war eine Seite des Quadrates. Sie mußten den Graben zur Grundmauer ausheben, welche 1,80 Meter stark werden sollte. Nebenan hockten die Steineklopfer und schlugen den groben Tuff zu sauberen Quadern. In der Nähe rauchte ein Ziegelofen. Keltische Lehmstecher schwitzten und keuchten. Schwer waren ihre Karren. Römische Ziegelformer und Steinbrenner hatten leichtere Arbeit. Auch die Kalkbrenner schwitzten nicht. Sie konnten den Abfall der Steinklopfer verwenden. Die Holzfäller waren in den nahen Wald gezogen, um Bauholz, Gerüststangen und Palisaden zu schneiden.

Nach einigen Tagen waren die Vorarbeiten beendigt. Welsche Maurer sprangen in den Graben. Die Steinklopfer schleppten ihre Quader herbei, der Kalkbrenner schickte seinen Kalk. Geschickt arbeiteten die Maurer. Rasch wuchs die Grundmauer

des Turmes. Fuhrwerke brachten das gefällte Holz zum Zimmermannsplatz. Der Ziegler schickte die erste Fuhre Steine. Während die Zimmerleute ihre Balken hieben, Tür- und Fensterstöcke fügten und Palisaden spitzten, pickelten die Erdarbeiter rings um den Turm einen breiten, tiefen Graben. Den Aushub warfen sie auf die Innenseite. So entstand ein hoher Erdwall. Meterlange Pfähle, mit der Spitze nach oben, wurden in den Wall gerammt, einer dicht neben den anderen. Kein Feind hätte seinen Kopf dazwischen stecken können. Graben, Wall und Palisadenzaun schützten den Turm vor überraschenden Überfällen. Über den Graben legten die Zimmerleute eine schwere Prügelbrücke. Sie führte zum Turmeingang.

Nach einigen Wochen war der Turm im Rohbau fertig. Ein Offizier kam zur Besichtigung. Der Baumeister führte ihn vom Erdwall um den Turm, zeigte am Tor die Mauerstärke und gleich dahinter Pferdestallung und Wachstube. Sie stiegen die Treppe hoch zu den Schießscharten, zu Waffenkammern, Lagerräumen und Schlafstuben. Eine Türe führte hinaus zur Veranda. Wer hier oben steht, sieht weit in das Land. Der Offizier wies mit dem Finger nach Dickenreis, dann gegen Heimertingen. Auch dort wurde an einem Turm gebaut. „Nach einer Woche muß der Turm fertig sein", sagte der Offizier und verabschiedete sich vom Baumeister.

Am Ende der Woche lieferten die Kelten ihre Werkzeuge beim dicken Römer ab. Der Zahlmeister zahlte mit blanker Silbermünze die Löhnung aus. Auf den Geldstücken war das Bild des römischen Kaisers zu sehen. Als die Arbeiter eben zum letztenmale den Turm verließen, sprengte die Römerstraße entlang ein kleiner Trupp Reiter, voran ein Offizier. Das neue Wachkommando besetzte den Römerturm. Von jetzt an stand bei Tage ein Doppelposten vor der Brücke. Kein Zivilist durfte ohne Erlaubnisschein die Turmfeste betreten. Bei Nacht war der Zugang zum Turme versperrt. Die Posten gingen auf der Veranda ihre Runde. Bei Überfällen auf Turm oder Straße gaben die Wächter Horn- oder Lichtsignale zum nächsten Turm in Dickenreis und Heimertingen. So konnte die ganze Straße entlang Alarm gegeben werden. Die Soldaten im ganzen Lande sammelten sich dann zum Schutze der Straße und der Lager.

Dreihundert Jahre blieben die Römer in Rätien. Dann kamen die Schwaben. Die römischen Wachtürme wurden gestürmt, blieben unbewohnt und stürzten ein. Die Memminger bauten später an die Stelle des Römerturmes die Kirche zu St. Martinus.

Wie Memmingen eine Stadt wurde

Als ein paar hundert Jahre nach Christi Geburt unsere Vorfahren, die Alemannen, in das Alpenvorland einrückten, ließen sie sich sippenweise nieder und es entstanden die ersten schwäbischen Dörfer in unserer Heimat. Zuerst benannte man die Ortschaften nach dem Sippenältesten. Man sagte einfach: Bei den Leuten des Woro, daraus wurde Woringen; oder bei den Leuten des Mammo. Daraus entstand Mammingin-Memmingin-Memmingen.

Das Dörflein Memmingin, welches bei der Gründung vielleicht aus 6 bis 10 Bauernhöfen bestand, lag am Osthange der Memminger Talfläche und hatte oben auf der Schotterebene seine Ackerflur. Am Hange der Terrasse und in einem Seitentälchen sprudelte das nötige Wasser und am Rande des Riedes lagen saftige Weidegründe.

Wo sich heute die Stadt Memmingen erstreckt, war teils unfruchtbares Ried, teils unbebautes Busch- und Waldland. An Stelle der Martinskirche fanden die Schwaben die Reste eines römischen Wartturmes.

Als nun im Jahre 748 ganz Schwaben dem Frankenreich einverleibt wurde, errichteten die neuen Herrscher, die Könige aus dem Hause der Karolinger, in den neuen Verwaltungsgebieten Fron- oder Königshöfe. Nahe einer alten Straßenkreuzung, auf dem heutigen Marktplatz der Stadt, bauten die Franken einen solchen Verwaltungs- oder Reichshof. Dazu gehörten das Herrenhaus, die Gästegebäude, Stallungen, Scheunen, Mühle, Wagnerei und Schmiede. Die Bruchsteine des Römerturmes verwendeten die Maurer zum Bau der Kapelle zu Ehren von Sankt Martinus. Der neue Hof bekam den Namen vom nahen schwäbischen Dörfchen Memmingen: Reichshof Memmingen.

Das große Reich der Franken zerfiel nach dem Tode Kaiser Karls d. Gr. Es entstand das Deutsche Reich. Der Memminger Fronhof blieb ein Gut des Königs. Später erbten ihn die Herren von Schwaben, das angesehene Geschlecht der Welfen.

Weil im Fronhof die Verwalter des Gebietes saßen, kamen viele Bauern der Umgebung nach Memmingen. Wirte, Händler und Kaufleute ließen sich in der Nähe des Hofes nieder. Schon damals wurde im fränkischen Memmingen gemarktet. Das Dörflein wuchs und war bald größer als das schwäbische Memmingen

am Osthange der Terrasse. Dann aber kam das große Unglück. In den lange dauernden Kämpfen zwischen Welfen und Staufern um die Vorherrschaft im Reiche, ist der Memminger Fronhof 1131 von den Staufern niedergebrannt worden. Der damalige Herr unserer Heimat, der junge Welf VI., hat nach diesem Kriege die zerstörten Ortschaften wieder aufbauen lassen. Auf den Ruinen des Fronhofes Memmingen aber gründete er eine Stadt, das heißt ein Gemeinwesen, dessen Mittelpunkt eine Welfenburg war. Der Stadtherr gab gegen geringe Gebühr, den sogenannten Königszins, Bauplätze um seine Burg her, versprach, die Bürger zu schützen und half ihnen eine Wehrmauer bauen, welche die Burg, den Marktplatz und die Wohnhäuser umschloß. Den Namen erhielt die neue Siedlung, zu der sich bald Handwerker, Händler und Bauern drängten, vom alten Königshof Memmingen.

Die Stadt erstreckte sich damals vom Westertor bis zum alten, inneren Kalchtor, das bei der Kreuzherrnkirche stand, vom Niedergassentor nördlich vom Marktplatz bis zum Obertor an der Herrenstraße beim Roßmarkt. In der Mitte der Siedlung war der große Marktplatz mit einem Versammlungsraum. In der Nordostecke des kleinen Städtchens erhob sich mit hohem, starkem Wehrturm die Welfenburg, von der jetzt noch Reste in einem Hause am Ratzengraben erhalten geblieben sind. Hier hat sich Welf VI. oft und gerne aufgehalten; von hier aus zog er 1147 auf einem Kreuzzug ins Heilige Land; hier feierte er nach seiner Rückkehr große Feste, die seine Freigebigkeit berühmt machten; hier ist er auch nach den Höhen und Tiefen seines reichen Lebens im Jahre 1191 gestorben.

Die folgenden Jahrhunderte haben den Aufschwung der Städte sehr begünstigt. Zuerst waren es die Staufer, denen Welf VI. seinen schwäbischen Besitz vererbt hatte und die die Stadtbürger durch verliehene Rechte und Freiheiten förderten; dann waren es die durch die Kreuz- und Italienzüge der deutschen Kaiser neu erschlossenen Handelsverbindungen. Sie brachten den Bürgern Reichtum und Ansehen. Nach dem Aussterben der Hohenstaufen im Jahre 1268 wollten sich die mächtigen Städte, so auch Memmingen, keinem anderen Herren wieder unterordnen. Sie fühlten sich stark genug ihre eigenen Herren zu sein. Wie sich die Stadt von Jahrhundert zu Jahrhundert räumlich ausdehnte und schließlich sechsmal so groß wurde wie das einstige Welfenstädtle, so häufte sich auch die politische Macht hinter den starken Stadtmauern, den 7 Toren und den 23 Wehr-

türmen, so daß Memmingen freie Reichsstadt wurde, selbstverwaltet von den Bürgern nach demokratischen Grundsätzen und untertan nur dem Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Ist auch nach der Blütezeit im 15. und 16. Jahrhundert die Stadt nicht mehr gewachsen, so hat sie ihre Reichsfreiheit doch bis zum Jahre 1802 erhalten können.

Und das Ur-Memmingen? Das Alemannendorf? Das ist ein Dörfchen geblieben, hat sogar seinen alten Namen verloren und heißt jetzt Memmingerberg.

(Walter Braun)

Das Memminger Stadtwappen

Lustig drehen sich die Wetterfahnen auf den Kuppeltürmchen des Memminger Rathauses. Wir sehen Wappenbilder mit Kreuz und Adler. Ein erfindungsreicher Schmied oder Baumeister hat sie einst hinaufgesetzt und sich dabei wohl gedacht: Das Rathaus ist das wichtigste Haus der Reichsstadt. Das muß man schon an den Wetterfahnen erkennen. So hat er einfach das Memminger Stadtwappen als Windfahne verwendet.

Bald tausend Jahre ist es her, daß die Wappen aufgekommen sind. Vor allem die Ritter wollten sich im Kampfe durch besondere Kennzeichen unterscheiden. So wählte sich jeder ein Bild, das ihn im Schilde oder am Helme kenntlich machte. Es kam so weit, daß diese Kennzeichen oder Wappen vom Herzog oder König wie ein Orden verliehen wurden. Eine ganze Wissenschaft, die sogenannte Heraldik, knüpft sich an diese Wappen.

Wie die Ritter, so haben sich später auch die freien Reichsstädte Wappen angeschafft, soweit sie nicht als bewußte Gründungen von ihren Herren solche bekommen haben. Es ist verständlich, daß man zum Wappenbilde etwas wählte, was zur Stadt Beziehungen hatte. Mit den Familienwappen ist es ähnlich. Die Familie Schütz trägt als Wappenbild einen Bogenschützen, die Sättelin einen Sattel. Für die Städte kam in erster Linie ein Sinnbild ihres Herrn in Betracht. So hat Memmingen ursprünglich das Bild seines staufischen Königs im Wappen, einen jugendlichen gekrönten Kopf. Als König Konradin im Jahre 1268 den Tod gefunden hatte, nahm Memmingen an Stelle des Königsbildes das Wappenbild der Staufenkaiser als der Könige von Jerusalem in seinen Schild, ein rotes Kreuz auf weißem

Grunde. Als in den folgenden Jahrzehnten die Bürger sich die Reichsfreiheit errangen, kam zum Zeichen der unmittelbaren Abhängigkeit vom Kaiser das Sinnbild des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation", der Adler in das Wappen, der ja im Wappenbilde der meisten Reichsstädte und Reichsklöster erscheint.

Der schwarze halbe Adler auf goldenem Grunde und das rote Kreuz auf weißem Grunde sind seit dem Mittelalter das Wappen der Reichsstadt Memmingen. Die älteste Urkunde mit diesem Wappenbilde als Siegel stammt aus dem Jahre 1270. Seit dieser Zeit wird das Wappen überall verwendet, wo die Reichsstadt nach außen hin Eindruck machen will: in Siegeln an Urkunden und Verträgen, auf Münzen und Fahnen, auf Beschauzeichen und Stempeln, auf Bildern und Wasserzeichen. Geht man aufmerksam durch die Stadt, wird man staunen, wie oft das Memminger Stadtwappen anzutreffen ist.

Zum Schluß sei noch verraten, daß sogar der Konradinskopf als Wappenbild am Martinsturm zu sehen ist. Da haben wir hell leuchtend das Memminger Stadtwappen mit Adler und Kreuz und darüber den Königskopf des letzten Hohenstaufen als dankbare Erinnerung an dieses schwäbische Kaisergeschlecht, dem Memmingen seine Reichsfreiheit verdankt.

(Walter Braun)

Der Nachtwächter

Es dämmert. Kutscher treiben ihre Pferde an, um noch vor Torschluß die Stadtmauer zu erreichen. Noch einmal wird es lebendig auf den Straßen und in den Gassen der Stadt Memmingen. Die Gesellen verlassen ihre Werkstätten. Meister gehen zum Abendtrunk. Der Mesner eilt zum Aveläuten. Die Stadtwache wechselt ihre Posten.

Um diese Zeit wischt sich der Nachtwächter den Schlaf aus dem Gesicht. Auch seinen struppigen Schnurrbart bringt er in Ordnung. Vom Deckenhaken langt er seine Funzel. Der verrußte Docht muß noch geputzt werden, damit hernach das rechte Licht aufgehen kann. Die Nachtwächterin stellt ihm eine Schale Milch auf den Tisch und sagt: „Beeile dich, die Torwarte haben schon geschlossen." Während er so spät am Abend zu Morgen ißt, reibt die Nachtwächterin den großen Mützenschild blank.

Hernach zieht sie hinter dem Kasten die gefährliche Hellebarde hervor. Und jetzt ist große Rüstung: Hinein mit den Füßen in die schweren Stiefel, den krummen Säbel umgeschnallt, die Mütze auf den Kopf, das Tuthorn um die Schultern, die Laterne in die Linke, die Hellebarde in die Rechte! Und was sagt der Spiegel? Ein richtiger Nachtwächter, vor dem selbst die Stadtgespenster Reißaus nehmen!

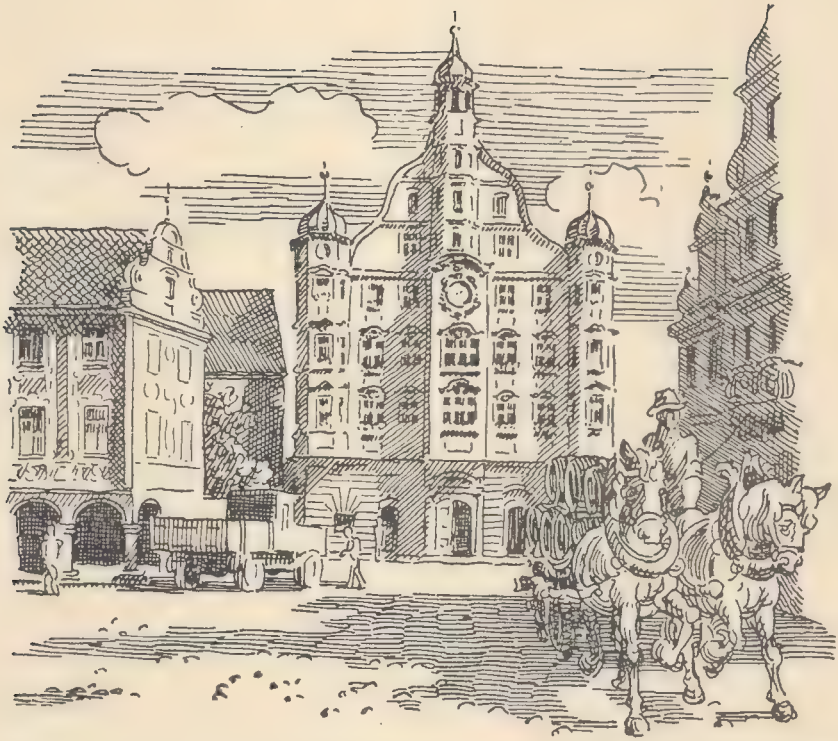
„So", sagt der Nachtwächter zu seiner Kathrin, „itzt guet Nacht!" und er stiefelt, trapp, trapp, die ächzende Turmtreppe hinunter, hinaus in die kühle, neblige Nacht.

„Trapp, trapp", machen seine Stiefel; „klipp, klipp", sagen die Pflastersteine vom Turm bis zum Rathaus. Dort „funzelt" der Wächter der Nacht der großen Sanduhr ins Gesicht, weil die Schattenuhr bei St. Martin schlafen gegangen ist. Es ist seine Zeit gekommen zur ersten Runde. Da geht er zum Kalchtor und reißt ganz nach der Vorschrift an der Kette. Der Kalchtorwärter steckt seinen Kopf zum Fenster heraus und frägt herunter: „Ist's guet verschlosse?" „S' isch guet verschlosse!" sagt der Nachtwächter hinauf. Weiter stapft er zum nächsten Tor. Aus den Fenstern huschen matte Lichtstrahlen, hüpfen über die Straßensteine, um mit dem „Memminger Mau" im Stadtbach zu spielen. Aus den Stuben dringt leise das Klingen von Zithern, Geigen, Flöten und Dudelsäcken. In einem anderen Hause ist Probe der Memminger Meistersinger. Da bleibt der Nachtwächter stehen, länger als er darf. Ja, er kennt seine Stadt, Haus um Haus und auch die Lausbuben, die ihn allzugerne foppen möchten.

Wieder ist er bei der Sanduhr angelangt. Eine Stunde ist um. Fester stößt der Hellebardenschaft auf die Steine. Jetzt singt er mit kräftiger tiefer Stimme sein Nachtwächterlied:

„Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
uns're Glock hat zehn geschlagen.
Bewahrt das Feu'r und auch das Licht,
damit der Stadt kein Unheil g'schiecht;
und lobet Gott den Herrn!"

So singt der Nachtwächter Stunde um Stunde, immer wieder die Bevölkerung mahnend an die Gefahren des Feuers und des offenen Lichtes. Erst wenn der Morgen graut und die Torwachen aufziehen, kommt endlich seine letzte Runde. Sie endet beim



Rathaus, mit der großen Sanduhr. Noch einmal wendet er die Uhr. Dann tappt er mit müden Schritten trapp, trapp, klipp, klipp zu seinem Turme, zu seiner Kathrin, der Nachtwächterin. Der helle Morgen bringt dem Wächter der Nacht den Feierabend. Sein Beruf macht den Tag zur Nacht, die Nacht zum Tag.

*

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
uns're Uhr hat zehn geschlagen.
Zehn Gebote setzt Gott ein,
gib, daß wir gehorsam sein.
Menschenwachen kann nichts nützen,
Gott muß wachen,
Gott muß schützen.
Herr, durch deine Güt' und Macht,
gib uns eine gute Nacht!

*

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
uns're Glock hat elf geschlagen.
Elf der Jünger blieben treu;
hilf, daß wir im Tod ohn' Reu!
Menschenwachen . . .

*

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
uns're Glock hat zwölf geschlagen.
Zwölf, das ist das Ziel der Zeit;
Mensch bedenk die Ewigkeit!
Menschenwachen . . .

*

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
uns're Glock hat eins geschlagen.
Eins ist allen der ewige Gott,
der uns trägt aus aller Not.
Menschenwachen . . .

*

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
uns're Glock hat zwei geschlagen.
Zwei Wege hat der Mensch vor sich,
Herr, den rechten führe mich!
Menschenwachen . . .

*

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
uns're Glock hat drei geschlagen.
Dreifach ist, was heilig heißt:
Vater, Sohn und heil'ger Geist.
Menschenwachen . . .

*

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
uns're Glock hat vier geschlagen.
Vierfach ist das Ackerfeld.
Mensch, wie ist dein Herz bestellt?

*

Alle Sternlein müssen schwinden
und der Tag wird sich einfinden.
Danket Gott, der uns die Nacht
hat so väterlich bewacht.

In Memmingen ist Fischertag

In Memmingen ist Fischertag. Am Ulmer Tor versammeln sich die Bürger der Stadt. Buben, Mädchen und viele Neugierige umstehen das Tor. Sie kichern über die seltsame Kleidung der Fischer und bewundern den Mut der Männer, mit solchem „Häß" herumzulaufen. Autos halten an. Photographen passen an den Ecken. Zeitungsmänner schreiben Notizen auf den Block. Da kommt der Fischerkönig. Mit vielstimmigem „Ho, ho!" wird er begrüßt. Tief verneigt sich Seine Majestät und gibt das Zeichen zum Abmarsch.

Die Fischer ordnen sich zum Zuge. Voran marschiert die Jugend der Stadt, die heute im Stadtbach mitfischen darf. Ihr folgen die Musikanten. Mit vollen Backen pusten sie in Trompeten, Posaunen, Bombardons, Klarinetten und Flöten. Der Trommler schlägt mit Macht den Takt auf das Kalbsfell. Hocherhobenen Hauptes stolziert der Fischerkönig, angetan mit Königshut, Königskette und Königsmantel. Den König quälen Sorgen. Wenn es ihm heute nicht gelingt, die schwerste Forelle zu fangen, wird er abgesetzt werden. Ihm und seinem Gefolge schließt sich der lange Zug der Fischer an. Die Musik spielt den berühmten Memminger Fischermarsch und alle singen aus Leibeskräften das Lied vom Schmotz und Dreck.

An der Schrannenbrücke hält der Festzug an. Der Fischerkönig oder Oberfischer besteigt ein großes Faß, um zum letztenmale zu seinen Untertanen, dem Volke der Fischer, zu sprechen. Der Fischerspruch wird verkündet, die Ereignisse des Jahres erzählt und die heutige Fischerordnung bekanntgegeben. Die Untertanen geben ihren Beifall immer wieder mit kräftigen Hö-Rufen. Jetzt legt der König seine Insignien ab. Das ist das Zeichen, daß sich die Fischer an ihre Lieblingsplätze entlang dem Stadtbach verteilen sollen. Auch der Oberfischer beteiligt sich am großen Fischen und stülpt, wie die anderen, die Hosen hoch, wenn er keine Wasserstiefel hat. Das Wasser ist schmutzig. Nach dem Fischen soll der Bach gereinigt werden.

Achtmal schlägt die Glocke auf dem Martinsturm. Ein Kanonenschuß erdröhnt. Die Fischer springen in den Stadtbach. Hoch spritzt das Wasser auf. Der Fischer wird klitschnaß. Die Zuschauer gröhlen vor Freude. Die Forellen schießen bachauf-

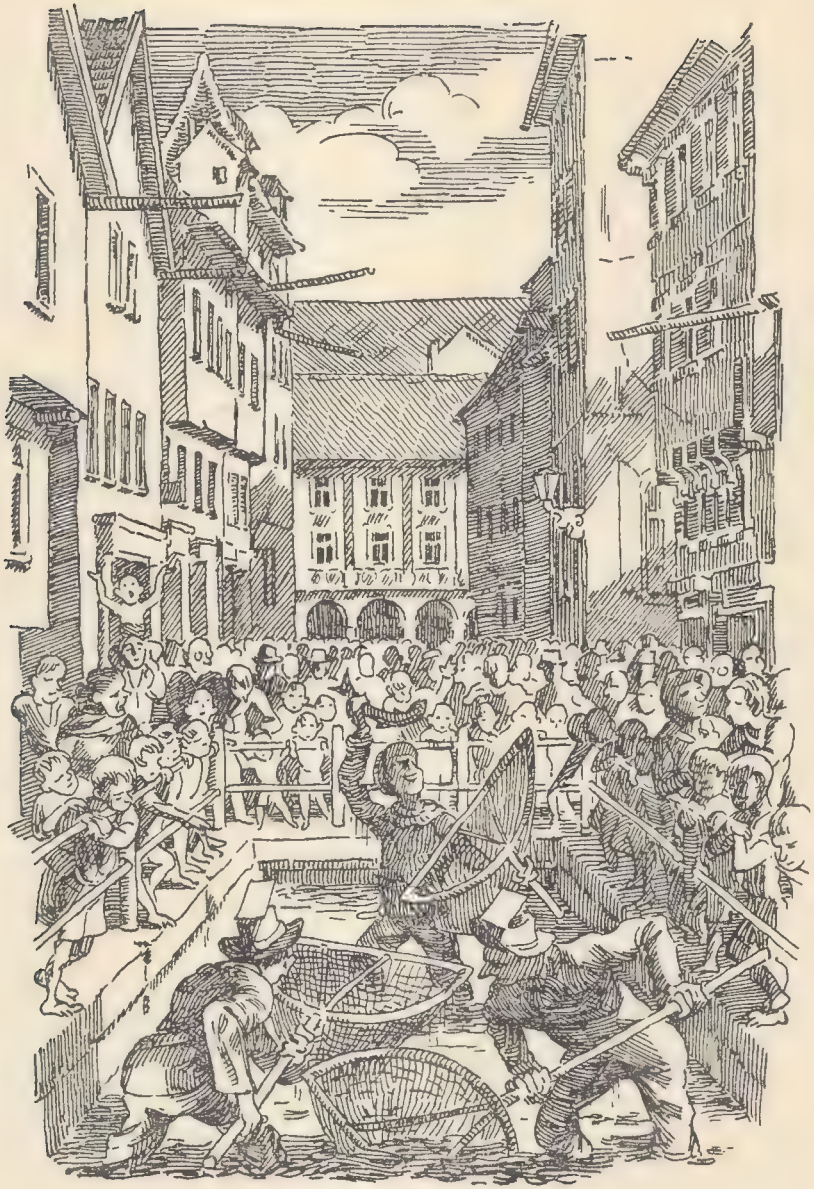
und bachabwärts, immer wieder vorbei an den zahlreichen Gabelnetzen der Fischer. Bald kann man kein Fischlein mehr erkennen, so trübe wird das Wasser. Vorbei ist es mit aller Geschicklichkeit. Der Fischer ist ganz auf das Glück angewiesen. Mancher fleht insgeheim zu Neptun, dem römischen Fischergott, er möge doch die größte Forelle in seinen Bären jagen.

Neptun will heute gnädig sein. Reich verteilt er seine Gaben an die Jünger. Dort hat einer Glück gehabt. Eine mehrpfündige Forelle zappelt in seinem Netze. Des Fischers Augen leuchten auf. Wird er König werden? Das Johlen und Lärmen der Zuschauer reißt den Fischer von seinen Gedanken zurück. Sein Bub ist mit dem Eimer herbeigesprungen, um den Fang zu bergen. - Zur gleichen Zeit wird die obere Falle im Bache gezogen. Der Wasserspiegel sinkt. Der Schlamm kommt durch das Waten in Bewegung. Nun kann jeder nach Herzenslust „im Trüben fischen!" Ein Betrieb ist das in den engen Stadtbachgassen! Ein Schreien, Johlen und Lärmen. Groß ist die Ausbeute. Ein glücklicher Fischer kann bis zu fünfundzwanzig Pfund Forellen fangen. Mancher aber muß zufrieden sein, wenn nur ein „Schwänzle" im Eimerle zappelt.

Nach einer Stunde ist das Fischen vorbei. Nur der Schlamm, etliche eifrige Buben und die schnellsten Forellen bleiben im Bachbette. Die Fischer eilen nach Hause, wärmen sich mit Schnaps auf, ziehen sich um. Bald beginnt in der Festhalle die Krönungsfeier.

Der Kanzler spricht zum Volke der Fischer und setzt den alten Fischerkönig ab. Eine stattliche Wegzehrung, bestehend aus Wurst, Brot, Rettichen und Bier soll den Abgedankten trösten. Das Volk ist nicht treu. Gleich darauf jubelt es dem neuen König zu, dem jetzt der Kanzler Netzmantel, Fischerhut und Königskette überreicht. So geschmückt stellt er den neuen Oberfischer, und wäre er auch ein Bube, dem Volke vor. Während die Fischer jubeln, nimmt der neue König eine kräftige Magenstärkung zu sich. Hernach hält er seine Thronrede. Die Feier würde sich wohl sehr in die Länge ziehen, warteten nicht zu Hause die gebackenen Forellen in der Pfanne.

Die große Feier findet erst abends in der Festhalle statt, die dann bis auf den letzten Platz gefüllt ist. Die Musik spielt flotte Märsche, Tänze und Volkslieder. Eine Spielschar bringt heimatliche Spiele aus der Memminger Vergangenheit zur Vorführung. Bis tief in die Nacht währt das volkstümliche Fest und mancher Memminger kann dabei für kurze Zeit die Sorgen vergessen.



Der Gaul in der Wiege

Wer sich in der Memminger Kalchstraße genau umsieht, findet über einer Haustüre das wunderliche Bild: „Der Gaul in der Wiege". Die Städter erzählen davon folgende merkwürdige Sage:

Vor alter Zeit starb die Frau dieses Hauses. Der Totengrübel kam und sah den kostbaren Schmuck, den die Hinterbliebenen der Toten mit in das Grab legen wollten. Da rührte sich seine Habsucht. In dunkler Nacht schlich sich der Totengräber in den Friedhof. Mit Pickel und Schaufel öffnete er das frische Grab. Auf einer Leiter stieg er in die Grube. Als er eben den Deckel abhob, richtete die Verstorbene sich auf und fragte: „Was willst du?"

Entsetzt floh der Totengrübel nach seiner Behausung. Die Scheintote aber kehrte in die Kalchstraße zurück und begehrte zu Hause Einlaß. Ihr Mann, der zum Fenster herausschaute, wollte ihr lange nicht glauben und rief: „So wenig mein Gaul in der Wiege liegt, so wenig bist du meine Frau!" Die Auferstandene rief: „So wahr der Gaul in der Wiege liegt, so wahr bin ich deine Frau!" Schnell schauten die Hausbewohner in den Stall und wie staunten sie, als das Pferd tatsächlich in der Wiege lag. - Schnell ging der Mann, um zu öffnen. Mit großen Freuden empfing er seine Frau und lebte noch drei Jahre glücklich mit ihr. Zur Erinnerung an das sonderbare Ereignis ließ er über die Haustüre den Gaul in der Wiege malen.

(Memminger Sage)

Im Benninger Ried

Die Sonne kommt! Das Ried erwacht. „Fürchte Gott, lobe Gott!" schlägt die Wachtel. Wilde Enten steigen aus den Wassern der Umgebung. Keilförmig ziehen sie in ihre eigentliche Heimat, zum Riede. Vorsichtig umfliegen sie mehrmals die weiße, nebelige Fläche. Unfehlbar entdeckt das scharfe Auge der Vögel jede Gefahr. Dann fallen sie in steilem Gleitfluge ein, Schar um Schar, von allen Richtungen kommend.

Ist das ein schnatterndes Begrüßen, Putzen und Flügelschlagen! Ganz nervös ist die Bekassine geworden. Weithin hallt ihr schimpfendes Meckern und Pfeifen, daß der Benninger Geiwitz sich gegen solche Ruhestörung verwahren muß. Selbst die gelbe Bachstelze fährt aus dem Neste, aufgeregt mit dem Schwänzchen wippend. Ein Singen und Pfeifen, ein Gutenmorgensagen, ein Loben und Preisen hebt im Riede an. Käfer turnen an taufrischen Gräsern, Spinnen ziehen ihre Silberfäden, Forellen schnellen aus dem Wasser, daß unser braves Bläßhühnchen erschreckt in die Tiefe fährt. Frischgrüne Birken sehen hoffärtig in die Wasserspiegel. Weiden baden ihre Blättchen und der Holunder prahlt mit abertausend Sternchen.

Jetzt schaut die Sonne mit ihrem ganzen Gesichte in das Ried. Unbekümmert fischt ein Reiherpaar in der Ach, stochert ein Storch im Kressenbach herum. Aus hohem Schilfrohr schießt plötzlich eine pfeifende Heerschnepfe auf. Der alte Riedfuchs hat sie aufgestöbert. Ihr muß er es verdanken, daß er nicht geradewegs dem Stadtjäger vor die Flinte lief. Die Schnepfe starb an diesem Sommermorgen für ihn, den Mörder des Riedes.

Mitten im rostroten, morastigen Riede springt ein Mann von Hoppe zu Hoppe. An seiner umgehängten Blechdose erkennt man den Botaniker. Immer wieder kniet er sich nieder, hält eine Lupe über die Blümchen und schreibt die Pflanzennamen in sein Notizbuch. Über hundert Arten hat er schon notiert: Winter-, Wasser-, Stein- und Brunnenkresse, Blutauge, Baldrian, Kamille, Pestwurz und viele andere. Bei der Hammerschmiede hat der Pflanzenfreund eine besondere Entdeckung gemacht. Dort wachsen fleisch- und fliegenfressende Pflanzen, ähnlich wie im Donaumoos der Sonnentau.

Aber am meisten freut sich der Botaniker, wenn er die Königin des Riedes, die purpurblühende Grasnelke oder das „Riednägele" findet. Die Benninger nennen die Blume auch Schwedennägele. Der Schimmel des Schwedenkönigs Gustav Adolf soll die Nägelesamen unter seinen Hufen von der Ostsee heruntergebracht haben. Das wird wohl heißen, daß dieses bescheidene Purpurblümchen in Deutschland nur an wenigen Stellen wächst. An der Ostsee heißt es „Meernelke". Unser seltenes „Riednägele" ist wahrlich eine Königin des Riedes. Wer wollte sie brechen, auf die Straße werfen oder im Glase verwelken lassen?

Das Benninger Ried ist ein herrlicher botanischer Garten und ein Tischleindeckdich unserer lieben Tierwelt. Wer wollte auch die kleinen Kostgänger stören! Das Ried ist Naturschutzgebiet.

Wenn die Dämmerung hereinbricht, die Enten wieder zu den Bächen fliegen, erwacht das „Riedfräulein" und führt die Irrlichtmännchen mit ihren blaugrünen Lämpchen von Nelke zu Nelke, um der Königin gute Nacht zu sagen. Um Johanni steigen aus Binsen, Gräsern und Hoppen unzählbare Glühwürmchen. Dann blitzt und funkelt das Ried, als hätte das Märchenfräulein Millionen Diamanten gesät. Geheimnisvolle und beängstigende Stille liegt über der Kapelle, über den Weiden und Büschen. Nur die Wässer glucksen leise durch dunkle Rinnsale und raunen vom Zauber der Johannisnacht.

Wie die Riedkapelle entstand

Im Benninger Ried standen in alter Zeit zwei Mühlen. Da einer der beiden Müller immer Oberwasser behielt und so das bessere Geschäft hatte, konnten sie sich nicht vertragen. Keiner hatte wieder einen frohen Tag.

In seinem Hasse beschloß der Obermüller, seinen Nachbarn zu verderben. Er empfing am Gründonnerstag die hl. Kommunion und verbarg die hl. Hostie in seinem Taschentuch. Nachts schlich er sich in die benachbarte Mühle und legte die hl. Hostie zwischen die Mühlsteine. Kaum war solcher Frevel geschehen, blieb die Mühle stehen und eine Stimme rief warnend: „Mahl it, mahl it, mahl it das höchste Gut!"

Da aber der böse Müller nicht hören wollte, floß Blut aus den Steinen. Gleichzeitig stürzte unter furchtbarem Getöse seine eigene Mühle zusammen und versank im Ried. Viel Volk eilte zur Mühle. Geistliche kamen. Der Memminger Stadtrichter erschien mit seinen Beamten. In feierlicher Prozession trug man die Wunderhostie in die Stadtpfarrkirche nach Memmingen, wo sie bis zur Reformation aufbewahrt wurde.

Wo des ruchlosen Müllers Mühle versank, ließ der Abt von Ottobeuren die Riedkapelle „zum ewigen Gute" erbauen. Die Bilder des berühmten Augsburger Malers Sichelbein, die das ganze Geschehen darstellen, sind im Kloster Ottobeuren aufbewahrt.

(Nach einer alten Sage)

Künersberg

Wenn du auf einer alten Bezirksamtskarte mit dem Finger den Haienbach entlang fährst, um Künersberg zu suchen, so wirst du den Weiler nicht finden. An Stelle von Künersberg liest du den Namen Galgen- oder Bergerbad. Anno 1553 baute der Bauer Ostler aus Memmingerberg bei der Quelle eine Badhütte und Stallungen. Bis 1742 herrschte im Bergerbad reges Leben und Treiben trotz des schrecklichen Galgens in der Nähe.

In diesem Jahre aber kaufte der Bankier Jakob von Küner aus Wien das Bad samt den Gebäuden und Grundstücken. Er ließ auch den Boden untersuchen und erfuhr, daß er Porzellanerde enthalte. Küner baute nun eine Fabrik mit Schmelzöfen und nannte sie „Künersberg". Viele Arbeiter zogen ein, um Erde zu graben, Ton zu kneten und zu formen, zu brennen und zu bemalen. In den kleinen Trunkelsberger Arbeiterhäuschen wohnten sie.

Künersberger Porzellan wurde überall gerne gekauft. Es gehörte zum besten, was damals in Bayern hergestellt wurde.

Hausierer kamen und trugen die Künersberger Krüge, die buntbemalten Teller, Platten und Tassen in die Welt hinaus. Bis 1770 rauchten in Künersberg und im Memminger Steinbogen die Brennöfen der Töpferei. Dann wurde der Betrieb eingestellt. Übrig blieben die Arbeiterhäuschen in Trunkelsberg, die hübschen Künersberger Porzellanwaren in den Museen zu Memmingen und Ottobeuren und der Name des Ortes.

So haben einst der Herr von Küner, seine tüchtigen Töpfer und Maler unserer Heimat einen guten Ruf verliehen. Daran sollst du denken, wenn dein Finger nach Künersberg zeigt oder dein Mund aus einer Künersberger Tasse süße Getränke schlürft.

„Wer in Trunkelsberg sieht koi Kind,
Und in Eiseburg spürt koin Wind,
Wer durch Riede kommt ohne Spott,
Der hat a b'sondere Gnad' von Gott!"

(Volkstümliche Ortsneckerei)

Die Geologischen Orgeln auf Boffarts

Der Seefelderbauer auf Bossarts grub einen Keller. Bis zur Brust stand er in der Lehmgrube, als ich ihn begrüßte. Während ich mit ihm redete, schaufelte der Seefelder hurtig weiter. Plötzlich war er weg, verschwunden war der Bauer. „Um Gotteswillen!" dachte ich, „er ist in die Tiefe gefahren!" Etwas Lehm rutschte nach. Eine Öffnung, wie ein Brunnenloch, war in der Mitte des Kellers entstanden. Als ich eben in die Lehmgrube hüpfen wollte, erschien zuerst Seefelders Kopf, dann auch sein Leib. Pustend wie ein Brunnengeist kletterte er heraus. Lange sprachen wir nichts. Das Herz klopfte ihm vor Aufregung. Als ihm der Schreck aus den Gliedern gefahren war, meinte der Seefelder: „Wir auf Bossarts haben ein ewiges Gfrett. Einmal sinkt ein Pferd ein, dann wieder der Knecht, ein anderesmal macht man selbst eine Höllenfahrt. Bisher hat es gottlob kein größeres Unglück gegeben." - „Glück im voraus zur nächsten Fahrt in die Unterwelt!" sagte ich abschiednehmend.

Nachdenklich, etwas erregt, ging ich zum südwestlichen Steilhang. Bei der großen Tanne lernte ich das Gruseln. Beinahe wäre ich auch in einen Schacht gefallen. Vorsichtig ging ich um die kreisrunde Öffnung. Kein Grund war zu sehen. Von unten

starrte die Finsternis. Wer hier unversehens in die Tiefe stürzt, kommt nicht mehr heil heraus. Am Steilhang war noch eine ganze Gruppe solcher Schächte. Manche standen allein wie Orgelpfeifen; andere sind zur Hälfte in die Tiefe gestürzt. Bergsteiger würden sagen, das sind Kamine. Sie würden sich anseilen und in den Abgrund steigen. Die Geologen aber nennen solche Felsenschächte „Orgeln". Wenn sich der Westwind am Steilhang verfängt und durch die Röhre streicht, glaubt man ein tiefes Summen und Brummen zu hören. Das klingt wie Orgelchoral, weshalb man auch von „Geologischen Orgeln" spricht.

Der Orgelkasten ist groß. Die ganze Bossarter Hochfläche besteht aus unzählbaren Nagelfluhpfeifen. Der Seefelder ist in eine solche Pfeife gefallen. Zum Glück ist der Kasten oben gut verschlossen mit Lehm und grünem Rasen. Sonst erginge es dem Wanderer ebenso wie dem Seefelder von Bossarts.

Niederdorfer Bärefanger.

Vor Niederdorf am Weg an d'r Heck'
Hocket a brauner Bär nebedett!
Der raulet, brummlet, wie it gscheit,
Und frißt d' Leut no dutzetweis.
„Wied'r it verstoche;
Burgrmoischtr, i möcht's hoffe!"

Der die Kund haut brunge,
Isch ganz außer Atem kumme.

Itzt kommen von der Gmoid die Ma,
Jed'r woiß an and're Agriffspla.
Mit Hauke, Pflegl, Stange
Kommet se zum Bosche gange.
Dött pfludderets und waudlets!
D'r Bär isch, gwieß isch, glaubets!

Ma ruckt auf 'n ei,
Sticht 'n ins Bäuchle nei!
Schreit der Mätl, wie it gscheit:
„Es isch mei Roßdeck, Leut!"
Baff, mit Freid und Zoere
Sind Niederdorfer Bärefanger woare.

(Sage)

Ein Sonntag in der Ehewiesmühle

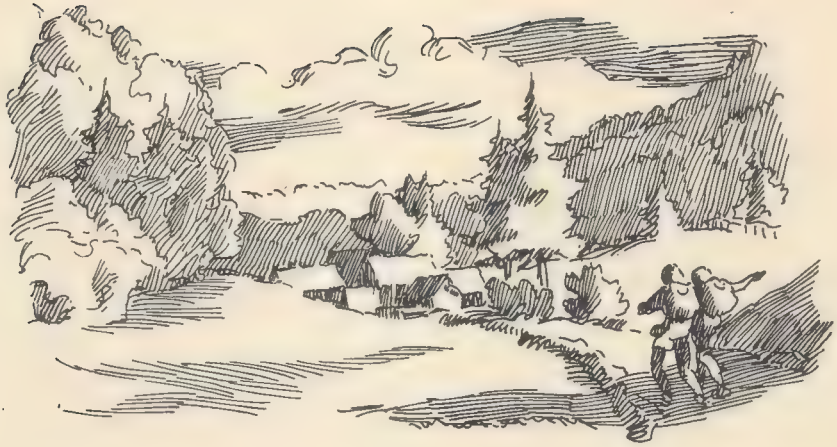
Zwischen dem Falken und dem Ronenholz bei Wolfertschwenden liegt ein stilles Tal. Eine schmale Straße zieht nach Wolfertschwenden. Lustig springt der Mühlbach nebenher. Aus seinem Bette steigt der Nebel. Tauperlen schaukeln an saftigen Gräsern, bis die Sonne kommt und das Spiel beendet.

Auf dem Mühlendache bimmelt das Mittagsglöcklein. Jetzt erst schaut die Sonne in das Mühlental. Heller werden die Tannen an den Hängen. Selbst der „Finstere Steig" wird ein wenig freundlicher. Es ist so still, als läge alles in tiefem Schlafe. Die Ehewiesmühle hält Feiertag.

Der Nachmittag bringt Leben in das Tal. Sonntagsausflügler steigen von den Höhen nieder, Väter, Mütter, Kinder, Trachtler und Jodler, Schafkopfer und Kegler. Alle streben zur Ehewiesmühle, die am Südende des Tales den Weg versperrt. Ein Riesenmühlstein lehnt neben der Haustüre. Um die Ecke zwängt sich ein seichter Bach, der einst das Mühlrad trieb. Seit die Mühle zum Wirtshaus wurde, hüpfen die Wasser schnurstracks zur alten Säge und Kistenmacherei. Nebenan beschlug in alter Zeit ein Schmied die Pferde des Ritters vom Falkenschloß. Ein Köhler brannte Holzkohlen. Hinter der Mühle zerstampfte der Ölmüller Knochen und Leinsamen. Müller, Schmied, Köhler und Ölschläger gehörten zu den Ehehalten des Schloßherren. Auch die Wiesen waren sein Eigentum. So bekam das Tal seinen Namen: Ehe-Wies-Mühle, das heißt Herrschaftsmühle.

In der Gaststube wackeln die Maßkrüge. Die Schafkopfer trumpfen mit derben Fäusten. Eine flinke Kellnerin rennt vom Tisch zur Schenke, von der Schenke zum Tisch. Bierschaum patscht vom Krug zu Boden. In der Küche zischt das Schmalz, die Bratwurst platzt in der Pfanne. Oben in der Kegelbahn jauchzt der Kegelbub: „Juuu, alle Neune!" Das bringt Trinkgeld. Bis tief in die Nacht rollen die Kugeln, klappern die Kegel. Kräftige Bauernburschen nehmen die „Neune" aufs Korn, springen an und schleudern die größten „Bollen" dem Ziele zu. Blitzschnell hüpft der Kegelbub in seinen Stand. Er kennt seine Kegler.

Auf dem Podium nebenan spielt die Böhener Blasmusikkapelle. Flotte Märsche, Ländler und Walzer erhöhen die Sonn-



tagsfreuden. Wenn Pause ist, langen die Musikanten fleißig nach dem Steinkruge, der unter dem dreibeinigen Stuhle steht. Kellnerinnen mit weißen Schürzen und Häubchen pusten treppauf, treppab. „Prosit!" wünschen sie dem einen, „guten Appetit!" dem anderen. Unten am Eiskeller schlägt der gutgelaunte Wirt den Hahnen in das Faß.

Hinter der Wirtschaft tummeln sich die Buben. Sie haben einen Kahn im Wasser entdeckt. Immer ist er voll besetzt. Andere probieren es mit Baden und Floßen. Aber schnell klettern sie mit argen Gänsehäuten an das Ufer. Brrr, so kalt!

So bietet die Ehewiesmühle jedem Gaste, was er sucht: Bier und Karten, Kugel und Kegel, Kahn und Limonade, Lieder und Waldesfrieden. Wenn dann die Dämmerung hereinbricht, und das ist hier früher als anderswo, wird bezahlt. Nach allen Richtungen strömt das bunte Völklein auseinander, den nahen Dörfern zu.

Bald wird es stille im dunklen Tale. Vom fernen Hügel singt es wehmütig: „Dort unten in der Mühle, da geht ein Mühlenrad ..." Aus dem Dickicht tritt das Reh. Zum Bache schleicht der Fuchs. Das Tal, in dem der Mühlbach rauscht, hält seinen Feiertag.

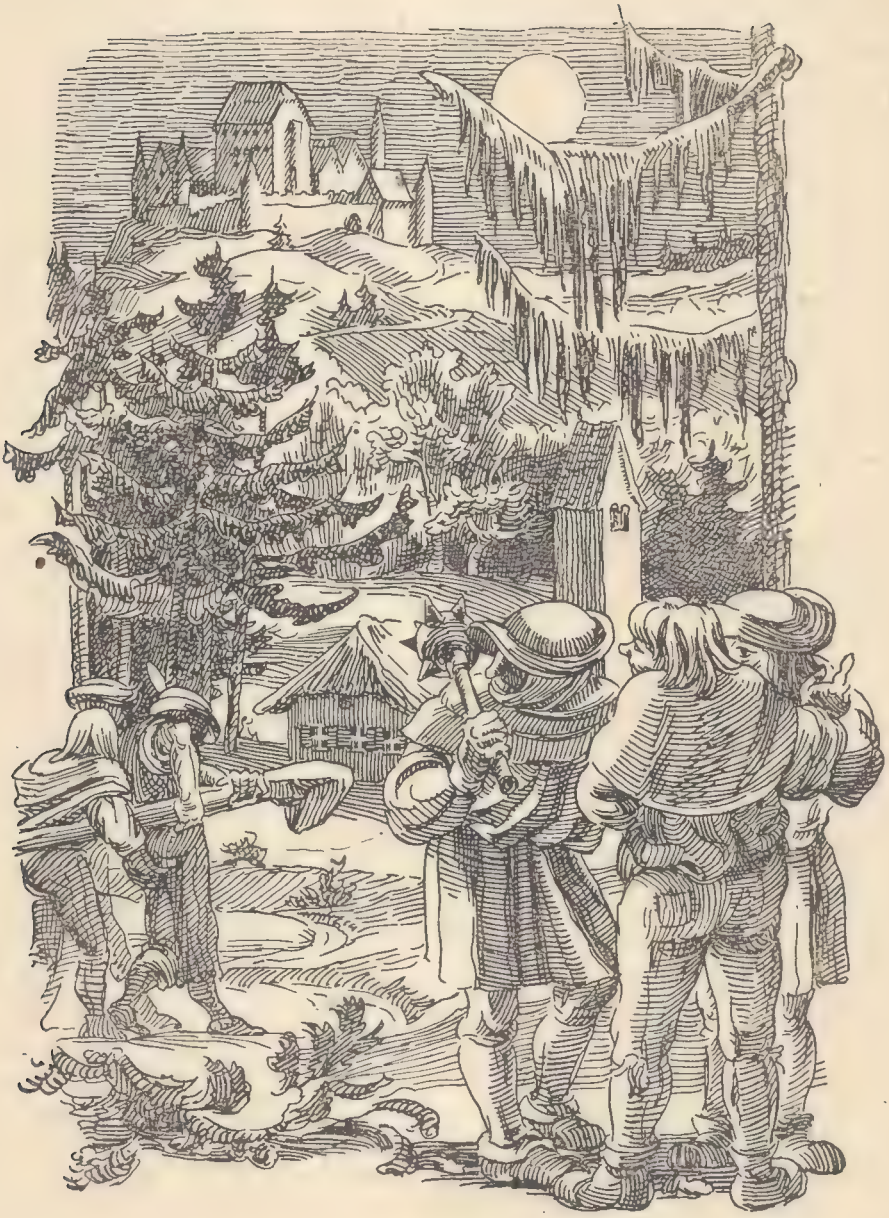
Der Kundschafter

Man schrieb das Jahr 1525. Auf der Ittelsburger Landstraße strolcht ein zerlumpter Bettler, immerfort auf den Falken schielend. „Nein", denkt er, „hier geht es nicht. Zu steil sind die Hänge, zu wehrhaft die Mauern und Ecktürme, allzu zahlreich die Schießscharten des Falkenschlosses. Hundert Meter höher als das Tal liegt das Schloß. Das kostet Blut."

Der so denkt ist ein Spion rebellischer Bauern, die sich im Gsänger Wald versteckt halten. Er soll auskundschaften, ob in der Burg Waffen liegen und wie das Schloß am besten zu nehmen sei. Beim Ittelsburger Straßenwirt kehrt der Bettler ein. Mürrisch stellt ihm der Wirt den bestellten Branntwein auf den Tisch. In der Stube sitzen reiche Pfeffersäcke, Kaufleute aus Memmingen und Ulm, Stangenreiter, die mit ihren Gabelfuhrwerken bis nach Italien fahren. Die Fremden reden mancherlei, von guten und schlechten Geschäften, von Aufruhr im Allgäu, von guten und bösen Herren. Der Bettler horcht und erfährt, daß Herr Achar vom Falkenschloß verreist ist. Das gefällt ihm. Der Bettler ruft den Wirt, zahlt seinen Kreuzer und geht. Niemand achtet seiner.

Nun steigt er mühsam wie ein alter Mann zum Falkenschloß. Heiß brennt die Märzensonne. Am Tor hebt er den schweren eisernen Klopfer und läßt ihn wieder fallen. Der Torwart öffnet die kleine Tür und ist sprachlos, einen Bettler zu sehen. Das ist ihm lange nicht mehr vorgekommen. Der Spion im Bettlerkleid hält ihm seinen Hut unter die Nase und tritt in den Schloßraum. Jetzt jagt ihn der Wärtel hinaus. Der Bettler hat das Tor von innen gesehen, mehr wollte er nicht.

Am Spätnachmittag streift durch das Gsängerholz ein Bettler und trifft die Bauern. Der Häuptling geht mit ihm ins Dickicht und erfährt von der Abwesenheit des Schloßherren, von schlechter Besatzung und von den vielen Spießen, die in des Schlosses Waffenkammer liegen sollen. „Ich sah das Tor von innen", sprach der Spion, „es ist schwach und leicht einzurammen. Angreifen müssen wir von der Südseite. Die drei Querwälle der alten Fliehburg sind ohne Palisaden. In den Gräben liegen keine Dornen. Das Schloß ist schlecht gesichert und schlecht be-



wacht. Der Torwächter ist ein alter Mann." Während der Bettler so spricht, entledigt er sich seiner Lumpen. Aus dem Bettlergewand schlüpft ein junger, kräftiger Bauer.

Es dämmert und die Nacht bricht herein. Die Schloßbewohner legen sich schlafen. Die Nachtwache geht die Runde. Eine bissige Dogge liegt am Tore. Wie ein Schattenbild ist das dreistöckige Schloß mit dem steilen Dache, den Mauertürmen und dem Burgfried an den Nachthimmel gezeichnet. Nächtlicher Friede liegt über dem stolzen Schlosse, das Herr Achar „Falk" nennt. Vor seinen Toren und Wällen lauert die Bosheit der Menschen.

Die Bauern schleichen sich heran. Die Dogge knurrt. Der Wächter lauscht. Im gleichen Augenblick poltert ein schwerer Rammbock gegen das Tor, daß es zittert und kracht. „Ho-ruck, ho-ruck!" lärmen die Bauern. „Tuuut!" tönt des Wächters Horn. Ehe die paar Spießknechte des Schlosses erwachen, liegt das Tor zertrümmert. Der erste Eindringling erschlägt die treue Dogge. Der alte Nachtwächter rennt zum Notausgang. Das Gesinde versteckt sich samt den Spießgesellen im Heu. Kampflos erreichen die Plünderer ihr Ziel. Sie finden die Waffenkammer voller Ulmer Spieße. Jeder nimmt davon. Im Keller fließt der Wein. Die Bauern betrinken sich, plündern, zerschlagen und zerstören sinnlos im Schlosse des Ritters Achar von Rotenstein auf Falken.

Als der Morgen dämmert, zieht ein zuchtloser Haufen, bewaffnet mit fremden Spießen, Hellebarden und Bihändern zum Gsänger Wald. Dort erwarten sie das große Allgäuer Bauernheer des Knopf von Leubas. Wieder zieht ein zerlumpter Bettler die Straße entlang, um rebellischen Bauern die rechte Kundschaft zu bringen.

Burgsteininschrift vor dem Falkenhof:

Volksburg auf dem Bussenberg, genannt Heidelburg, 1496 Schloß Falken erbaut von Heinrich von Rotenstein. 1505 neu erbaut an die Spitze des Berges von Achar und Gangolf von Rotenstein. 1525 von den Bauern geplündert. 1562 vom Stift Kempten erobert. 1604 Fürstabt Johann Adam. 1642—1692 stiftisches Pflegamt. 1821 abgebrochen.

Der Herr vom Hahnentanz

Leonharditag! In Ittelsburg ist Kirchweih. Es gibt Butternudeln, Honig und Zelten. In der Küche schmort die Gans. Die Kinder schaukeln in der Tenne. Bauernmädchen sitzen an buntbemalten Truhen und rüsten sich zum Tanze. Das schönste Mieder, der feinste Rock und die goldgestickte Haube sind heute gerade gut genug. Auch die Burschen schlüpfen in ihre Trachten. Wer zur Musik gehört, übt noch fleißig am Dudelsack.

Nachmittags werden die Türen verschlossen. Was noch laufen kann, eilt den holperigen Burgweg hinan, um noch rechtzeitig auf den Bussenberg zu kommen. Ital, ihr Ritter und Dorfherr, hat zum Hahnentanz geladen. Da möchte keiner fehlen. Auf dem Bergvorsprung wacht das Schloß über ihr stilles Dorf. Ein Ringgraben, Wall und Palisadenzaun verwehren den Zutritt. Heute ist das Tor geöffnet. Eben reitet Ital über die breite Grabenbrücke, ihm zur Seite die vornehme Schloßfrau. Ehrfürchtig grüßen die Untertanen.

Im Hofe des Schloßbauern lärmen die Hühner. Unbarmherzig werden sie von lustigen Burgfräuleins und Mägden verfolgt. Die zwei schönsten Hähne sollen sie einfangen, hatte die Schloßherrin befohlen. Der Fang gelingt nach vielen Mühen. Nun sitzen die Hähne in bunten Henkelkörben, immer schimpfend: „Gock-gock-gogock!"

Am Hahnentanzplatz stehen die Ittelsburger und Auswärtige dicht gedrängt. In ihrer Mitte liegt ein umzäunter Tanzplatz. Eben wird ein Pfahl eingerammt und ein Brettchen aufgenagelt. Nebenan wartet der Tanzmeister mit blumenverziertem Stabe. Am Zaune sitzen die Sackpfeifer. Eine Magd tritt herein und stellt den „Hahn im Korbe" auf den Pfahl. Den anderen Korb reicht sie dem Tanzmeister. Der Ritter erhebt seine Hand. Augenblicklich wird es stille. Ital dankt seinen Untertanen für Treue, Gehorsam und Fleiß und wünscht ihnen einen vergnügten Nachmittag. Der Tanzmeister verkündet, daß die Schloßherrin zwei Hähne stifte. Der erste gilt als Preis für das beste Tänzerpaar. Der zweite soll mit viel Frohsinn ausgetanzt werden. Schiedsrichter wird die Herrin selber sein.

Los geht's! Die Sackpfeifer blasen ihre Backen auf und quietschen lustige Melodien. Paar um Paar in bunter Tracht

tanzt in den Ring, um den Hahn im Korbe, vorüber an der Herrin. Kritisch mustert die hohe Schiedsrichterin die Tänzer. Glücklich ist das Paar, das den Preis empfängt. Freudestrahlend tanzt es die befohlene Extrarunde.

Der zweite Hahn wird auf den Pfahl gestellt. Wer ihn während des Krähens erhascht, darf ihn behalten. Lustiger flöten die Musikanten, schneller wird der Tanz. Die Burschen krähen, um den Hahn zu locken. Schon schimpft er: „Gock-gock-gock-gock!" Ganz aufgeregt ist der Vogel, aufgeregt sind die Burschen. Immer dichter drängen sich die Tänzer an den Pfahl, immer schneller quietschen die Sackpfeifen. Zuschauer krähen, Tänzer krähen und der Hahn kräht. Da greift einer zu, der Korb fällt vom Pfahle. Der Hahn flieht, Burschen jagen ihn. Die Zuschauer johlen vor Freude. Die Sackpfeifen gicksen. Alles rennt, lärmt, lacht und kräht, bis der Hahn wieder eingefangen ist. „Noch einmal das schöne Spiel", ruft der Tanzmeister. Der Hahn darf nicht vom Pfahle gestoßen werden. Wieder spielt die Musik, noch schneller als zuvor. Alles ist in Erregung, jeder möchte den Preis erhaschen. Alles kräht dazwischen, niemand kennt sich aus. Der farbige Vogel kennt sich auch nicht mehr aus, so närrisch kommt ihm alles vor - und er kräht auch. Da ist er auch schon im Arme des Siegers, der mit Hahn und Korb das Weite sucht.

Eine lange Pause wird eingeschaltet. Viel gibt es zu erzählen, zu lachen und vorzubereiten. Musikanten reiben ihre Backenmuskeln. Der Tanzmeister räumt den Platz. Ein kräftiger Bursche rüttelt am Hahnenpfahl. In den Tanzpausen werden Geschicklichkeits- und Kraftspiele vorgeführt: Fingerhakeln, Seilziehen, Sackhüpfen, Hosenlupfen, Hosenrennen, Eier- und Schubkarrenrennen. Alles muß gelernt sein. Einer ist immer der Beste, einer immer der Letzte. Lustig ist so ein Schnitthahnenfest. Wenn die Stallzeit kommt, wandert das frohe Volk zu Tale. Der Ritter zieht in seine Burg. Wieder gibt es Butternudeln, Honig und Zelten.

Ritter Ital, der Herr vom Hahnentanz, ist längst gestorben, seine Burg im Welfenkrieg verbrannt. Nur der Burgkegel mit seinem Wall und Graben und der „Hahnentanzplatz" erinnern noch an das frohe Volksfest der Ittelsburger auf dem Bussenberg.

* *

Im Jahre 1450 baute Hans Zwicker in den Burgstall ein Schlößle und nannte es „Hahnentanz". Ihren neuen Herrn aber betitelten die Ittelsburger einen Schnapphahn, einen Taschen-

klopfer, Heckenräuber und Wegelagerer. Angst und bange ward es ihnen, wenn der Zwicker mit seinen wilden Gesellen zur Poststraße ritt und hinter den Hecken auf Kaufmannszüge und Postkutschen lauerte. Ja, der Zwicker war ein schlimmer Raubritter. Es war zu seiner Zeit gefährlich, durch Ittelsburg zu fahren. Sieben Jahre lang führte der Schnapphahn seine Straßentänze auf. Dann kam eines Tages das Strafgericht über ihn. Zweihundert Kemptner zogen mit Sturmleitern, Pechpfannen, Brandfackeln und Steinschleudermaschinen gegen Ittelsburg, um das Raubnest auszuräuchern.

Im Hahnentanz ging die Brücke hoch. Hinter den Palisaden hockten zwicksverwegene Gesellen, um die Burg zu verteidigen. Die Kemptner schossen Brandpfeile in das Dach. Bald brannte das ganze Schloß. Es gab keinen Ausweg aus Feuer und Rauch. Die Straßenräuber saßen gefangen wie der Hahn im Korbe und es war ein wilder Tanz um ihre Burg. Zwicker befahl einen Ausfall. Er mißlang. Bald lagen seine Gesellen erschlagen auf den Wällen. Ritter Hans, der Herr vom Hahnentanz, lag verwundet auf grünem Rasen. Ein Feldscher verband seine klaffende Schwertwunde. Die Sieger nahmen den Zwicker als Gefangenen mit nach Kempten, um ihn dort zu richten. Aber nach wenigen Tagen nahm ihn der göttliche Richter von dieser Erde. Brandreste im Zwickerburgstall erzählen uns heute noch von dem Strafgericht, das über den zweiten Herrn des Hahnentanzes hereingebrochen war.

Kennst du die Pappenheimer?

In die alte Reichsstadt Donauwörth zieht der Kaiser ein. Glocken läuten, Fanfaren und Trompeten erschallen. Es jubeln die Menschen. - Im Schloßhof ist ein Turnier. Prunkvoll gekleidete Ritter reiten in die Schranken, um vor des Kaisers Augen zu turnieren. Mancher hat sich heute mit fremden Federn geschmückt. - Ein stolzer Schimmel bäumt sich auf und springt über den Schlagbaum. Staub wirbelt auf. Ein unbekannter Ritter stürmt auf seinen Gegner ein. Die Lanzen zersplittern. Der Gegner ist aus dem Sattel gehoben und beim ersten Anlauf in den Sand gestoßen. Der Kaiser staunt. Die Zuschauer klatschen. Immer wieder ist der verkappte Schimmelreiter Sieger. Alles frägt nach seinem Namen. Das Burgfräulein reicht ihm den

Lorbeerkranz und führt ihn vor den Kaiser. Der Tapfere nimmt den Helm vom Haupte, beugt das Knie und spricht: „Ich bin der Pappenheimer von der Burg Kalden an der Mündung des Lechstromes." „Solch einen Pappenheimer kann ich brauchen!" ruft der Kaiser, „du sollst mein Marschall sein!" So belohnte des Reiches Oberhaupt die Tapferkeit des Pappenheimers.

* *

Von jetzt ab blieb der Pappenheimer am kaiserlichen Hofe. Er sorgte dafür, daß in des Kaisers Marstall bald die schönsten Pferde des Reiches standen. War Krieg, trug der Pappenheimer die Sturmfahne. Im Frieden ritt er dem kaiserlichen Zuge voran mit dem Reichsschwerte oder seinem Marschallstabe. Fragte dann einer, wer der stolze Ritter vor dem Kaiser sei, hieß es nur: „Wie, du kennst den Pappenheimer nicht?" So groß war das Ansehen im Reiche, daß der Kaiser diesem edlen Rittergeschlechte das Marschallamt erblich verlieh. Immer der Älteste dieses Geschlechtes sollte Marschall des Reiches sein.

* *

Vor fünfhundert Jahren feierte Grönenbach ein Hochzeitsfest wie nie zuvor. Der Marschall Haupt von Pappenheim hielt seinen Einzug. An seiner Seite ritt seine Braut, das Schloßfräulein Corona von Rotenstein. Ganz weiß war sie gekleidet. Rote Rosen schmückten ihre Haare. Grönenbach, Rotenstein, Zell, Ittelsburg und viele andere Dörfer waren die Mitgift der Braut. So kam der Marschall in den Besitz der Herrschaft Grönenbach. Die Schlösser Calden über der Iller und Grönenbach wurden gebaut, stolz, stark und wetterhart. Kühn und wehrhaft waren auch die Pappenheimer.

* *

Im April 1488 ritt ein Bote des Grönenbacher Marschalls Alexander von Pappenheim von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt. Er brachte Kundschaft, daß der deutsche König Maximilian I. seit Februar als Gefangener im Turm zu Brügge auf Befreiung warte. Unverzüglich sollten sich alle wehrhaften Ritter bewaffnen und nach Memmingen kommen. - Am 25. April zog der Ritter gegen Flandern; die Kemptner in weißen und blauen, die Kaufbeurer in roten, die Leutkircher in grauen, die Memminger in blauen Waffenröcken mit schwarz-weiß-roten Ärmelstreifen. Marschall Alexander von Pappenheim führte des Reiches buntes Fähnlein nach Brügge und vereinigte sich dort mit vielen anderen Truppen. Vor der feindlichen Stadt erfuhren sie, wie der königliche Hofnarr Kunz von der Rosen,

ein gebürtiger Kaufbeurer, mit List seinen Herrn zu befreien suchte. Das Reichsheer stürmte Burg und Stadt Brügge. Der König war frei. Unser Fähnlein zählte zu den Tapfersten. Die Kemptener erhielten den Brügger Turm ins Wappen. Wer immer im Reiche fragte, wer hat den König befreit, erhielt zur Antwort: „Natürlich die Pappenheimer!"

* *

Im hohen Schlosse zu Grönenbach besprachen die Brüder Philipp, Wolfgang und Christoph von Pappenheim eine Wallfahrt nach Jerusalem. Anno 1559 ritten sie ab, zuerst in die Schweiz. In Zürich besuchten sie den Gottesdienst des reformierten Predigers Bächli. Philipp sprach zu seinen Brüdern: „Ich will mich reformieren lassen, reiset ihr nur weiter!" Nur Wolfgang pilgerte ins Heilige Land. Philipp suchte den Prediger Bächli in der Wohnung auf und sagte: „Deine Predigt hat mir gut gefallen. Ich will meinem katholischen Glauben absagen. Komme mit mir auf das Schloß Grönenbach im Schwabenland. Du sollst der Prediger meiner Herrschaft sein." So zog er mit dem Prediger Bächli in seine Heimat zurück. Zu seinen Untertanen sagte er: „Ich bin Euer Herr. Mein Gott sei Euer Gott. So wie ich vom katholischen Glauben abgefallen bin, so sollt auch ihr es tun. Das ist mein Befehl. Von jetzt an wird in meinen Kirchen nur noch reformierter Gottesdienst gehalten." - „So ein Pappenheimer!" murrten die Bauern beim Auseinandergehen und sie kamen in schwere Gewissensnöte.

Von jetzt an war der Friede aus ihren Dörfern gewichen. Äbte, Bischöfe und Bauern klagten beim Kaiser über den Pappenheimer. Philipp aber blieb aller Zwietracht zum Trutze beim neuen Glauben. Er war eben ein Pappenheimer.

* *

Im großen deutschen Religionskrieg besetzten die Schweden auch die Stadt Magdeburg. Tilly, des Kaisers bester General, rückte mit seinen Söldnern zur Belagerung heran. Die Kürassiere führte Gottfried Heinrich von Pappenheim, ein Verwandter der Grönenbacher Marschälle aus Treuchtlingen. Kurz zuvor hatte ihn der Kaiser zum Ritter geschlagen und ihm nun seine Reiterei anvertraut. Der Sturm auf die Magdeburger Schanze begann. Schwer war der Kampf. Wie der Sturmwind fuhr die Reiterei den Schweden in die Flanke. Der Feind verlor und floh aus der Stadt. Der Kaiser beförderte den Pappenheimer zum General. Seine Reiter nannten sich: Kürassiere vom Regiment Pappenheim.

Die Schweden lernten dieses Regiment bald gründlich kennen

in Leipzig, am Niederrhein, in Westfalen und bei Lützen. Wo immer die verwegene Reiterei des Kaisers auftauchte, flohen die Schweden mit dem Rufe: „Die Pappenheimer kommen!" Viele Siege und Ruhmestaten konnte das Regiment unter seinem tüchtigen General verzeichnen. Als Gottfried Heinrich im Jahre 1632 bei Lützen selbst die Todeswunde empfing, trauerten seine Soldaten, trauerten Tilly und der Kaiser, und überall sagte man: „Einen Pappenheimer findet der Kaiser im ganzen Reiche nicht wieder."

* *

Die Pappenheimer sind gestorben. Im Grönenbacher Schlosse wohnen die Ursberger Schwestern. Aber ein Spruch geht noch im deutschen Lande um: „Kennst du den Pappenheimer?"

Inschrift am Grönenbacher Schloßeingang:

Schloß Grönenbach ob dem grünen Bache, bis 1260 der Herrn von Grönenbach, Lehen des Stiftes Kempten. 1384 bis 1482 der Ritter von Rotenstein, 1482—1611 der Reichsmarschälle Grafen von Pappenheim. 1525 von den Bauern belagert, 1613 Besitz der Fugger, 1632 von den Schweden erstürmt und geplündert, seit 1695 Pflegamt der Fürstäbte von Kempten. Im spanischen Erbfolgekrieg 1703 von den Bayern und Franzosen eingenommen. 1803—1878 Sitz des kgl. bayerischen Landgerichtes, seit 1901 der St. Josephskongregation Ursperg.

Feierliche Huldigung in Grönenbach

Es ist Neujahrstag 1692. In Grönenbach läuten die Glocken. Böller krachen. Bunte Fahnen flattern auf dem hohen Schlosse. Dicht gedrängt warten Grönenbacher, Memminger, Legauer und Neugierige aus anderen Orten auf dem Marktplatz. Da ist kein Durchkommen mehr. Auf dem Kirchberg blitzt ein Böller auf. Von Osten her tönt Posaunenschall. „Jetzt kommen sie, jetzt kommen sie!" hört man aus der Menschenmenge rufen. Bewaffnete Marktbüttel treiben die Wartenden von der Straße zurück. Feuerwehrmänner sperren mit Stricken ab. Nun hört man die Musik deutlich. Der Festzug kommt die Kratzgasse herauf.

Voran marschiert die Grönenbacher Blechmusik. Hundert kemptische Reiter in bunten Festuniformen folgen ihr. In doppelter Reihe mit leichtem Trabe zieht der Festzug die geschmückte Straße entlang. Inmitten der Reiterschar ziehen sechs stolze Schimmel eine Karosse. Mit Samt und Seide ist die Kutsche ausgeschlagen, reich mit Goldborden verziert. Darin sitzt „Ihro hochfürstliche Gnaden", der Fürstabt von Kempten, und sein Dekan. Erst sind die Grönenbacher stumm vor Staunen, dann jauchzen sie ihrem neuen Herren zu, schwenken die Hüte und beugen nach alter Landessitte das Knie. Gnädig winkt der Fürstabt seinen Untertanen zu. In der zweiten Karosse, gezogen von zwei Pferden, fahren die Stiftsherren. Die pappenheim'schen Geschäftsführer, welche die Herrschaft Grönenbach an den Abt verkaufen mußten, sitzen still und wenig froh in der dritten Kutsche neben dem Landrichter Motz und dem Leibarzt des Fürsten. Dicht hinter den Kutschen reiten der Grönenbacher Stiftsdekan mit zwei Chorherren, sowie die Geistlichen der Umgebung samt ihren Leuten. Das Jauchzen, Jubeln, Schießen und Blasen will kein Ende nehmen. Nun hat die prunkvolle Karosse des Fürsten das Kollegialstift auf dem Kirchberg erreicht. Grönenbachs neuer Herr und Regent schreitet feierlich durch

das Reiterspalier in das Priesterhaus. Noch einmal schmettern die Posaunen: „Der Herr ist eingezogen!" Dann wird es stille auf dem Kirchberg. Der Marktplatz wird leer und die Wirtschaften werden voll.

Der zweite Tag des neuen Jahres beginnt mit festlichem Glockengeläute, Paukenschlag, Trompeten- und Orgelklang. Der Fürstabt liest das Hochamt. Viele Geistliche dienen ihm. Heute ist die weite Hallenkirche zu klein. Der ganze Friedhof steht voller neugieriger Menschen. „Großer Gott wir loben dich", singt das Volk in der Kirche. Davor drängt jeder nach der Treppe zum Priesterhaus. Jeder möchte den Fürstabt von Kempten am besten sehen. Ist das ein Gedränge! Die Reiter haben ihrem Herrn schnell Platz geschafft. Das Amt ist zu Ende. Schritt für Schritt begibt sich der Herr von Grönenbach zum Kollegialstift. Im Rittersaale setzt er sich unter einen Baldachin.

Sein Dekan, bedeckt mit langem Mantel, stellt sich zur Rechten des Fürsten auf. Der linke Platz ist für den Obristen und Stallmeister Baron von Hornstein und den Landrichter Motz bestimmt. Zwölf Trabanten mit Hellebarden und etliche „Fußspänige" mit Karabinern geben den bewaffneten Schutz. Sie postieren sich um den Baldachin ihres Fürsten. In großem Halbkreis, stramm wie Bildsäulen, steht die Ordinariwacht. Ihr zur Seite auf grünem Teppiche haben die Geistlichen und Hofkavaliere ihren Platz. Die zwei pappenheim'schen Kommissäre tragen wegen des Herrschaftsverkaufes lange Trauermäntel und stehen „die Klage".

Auf einen Wink des Fürsten ruft der Landrichter Motz alle Grönenbacher, die bisher den Marschällen von Pappenheim untertan waren, in den Saal. Jetzt stehen sie in großem Halbkreis ihrem neuen Herren gegenüber, um ihm zu huldigen. Trompetenschall und Paukenschlag. Mäuschenstill ist es im Saale, stille ist es auch draußen. Der Landrichter ruft mit lauter Stimme alle Namen auf. Kein Untertane fehlt. „Von dieser Stunde an", verkündet Motz, „ist der Fürstabt von Kempten euer Landesherr. Seid der neuen Obrigkeit allezeit gehorsam und treu. Gebt rechtzeitig, ohne Lug und Trug, die schuldigen Zehnten, Gilten und Steuern, so wird euch der Fürst ein milder, gnädiger Herr sein. Kniet jetzt nieder zur Huldigung."

Dumpfer Paukenschlag, Waffengeklirr. Die Ordinariwacht steht still. Alle Untertanen beugen die Knie, erheben die Schwurfinger und sprechen langsam den Eid nach, den ihnen der Landrichter vorsagt: „Wir geloben unserem Landesherrn allezeit

Treue und Gehorsam. Allem, was uns vorgelesen worden ist, - und wir recht verstanden haben - dem wollen wir Untertanen fleißig nachkommen - so wahr uns Gott helfe - und alle seine Heiligen."

302 Grönenbacher Untertanen erheben sich. Mit ihnen steht auch der Fürst auf und hält eine kurze Ansprache über Untertanenpflichten. Nun geht er von Bauer zu Bauer. Jedem reicht er die Hand. Zu manchem spricht er ein gutes Wort. Jetzt setzt die Musik ein. Es dröhnt im alten Rittersaale des Priesterhauses. Die Huldigungsfeier ist zu Ende. Während sich die Herrschaften zur Tafel begeben, aus silbernen Tassen und Schüsseln fürstlich speisen, eilen die Bauern zu den Tafernen, um aus irdenem Kruge das Grönenbacher Braunbier zu trinken.

Spät am Abend fährt der Grönenbacher Herr in seine Residenzstadt Kempten zurück. Hundert schmucke Reiter geben der sechsspännigen Karosse das Geleit.

Pfingstmarkt in Grönenbach

Von Zell nach Grönenbach fahren Wohnwagen. Die Fuhrleute knallen mit Peitschen aus den Fenstern. Kleine Pferde plagen sich und schwitzen. Schwer sind die Planwagen des fahrenden Volkes. In Grönenbach johlen die Fleckenbuben: „Die Schiffschaukel kommt!" Begeistert begleiten sie die Wagen zum Marktplatz. Beim Löwenwirt ruft der Wagenmann: „Brrr!" Die Pferde stehen und verschnaufen. Der Fuhrmann klettert aus dem Wagen und schaut, dreht sich um und schaut nochmal, denkend: „Etwas klein, aber sauber zwischen die Häuser gebettet liegt der Marktplatz. Beim Löwenwirt stelle ich die Pferde ein. Im Rathaus miete ich den Schaukelplatz." Jetzt schirrt er die Ponys aus und wirft ihnen ein Büschel Heu vor die Füße.

Die Grönenbacher Buben gaffen. Tiefer als sonst vergraben sie ihre Hände in die Hosentaschen. Meint einer: „I bin gespannt, was da alles herauskommt!" Und es kommt viel heraus. Zuerst ein halbes Dutzend ungewaschener Buben mit frechen Augen; dann kräftige Burschen mit Gamsbarthüten; hinterher geschminkte Frauen und Mädchen mit großen Ohrringen. Etliche Hunde springen durchs Fenster auf den Marktplatz. Ehe

man sich versieht, sind die Erwachsenen verschwunden in den Häusern der Kratzgasse, der Vorstadt und der Hauptstraße. Nur die Buben mit den frechen Augen bleiben bei den Wagen. Läge nicht die bissige Dogge zwischen den Wagenrädern, käme es sicher zu einer Prügelei mit den Grönenbacher Buben. Da heute nicht mehr ausgepackt wird, sind die Wohnwagenleute bald Herr des Grönenbacher Marktplatzes.

Aber der Pfingstsamstag öffnet alle Türen der Geheimnisse. Schiffchen, Orgeln, Holzpferde, bunte Latten, Zeltplanen, Masten, Bremsklötze und andere Wunderdinge werden ausgeladen und zusammengebaut. Voller Kinder ist der Marktplatz. Sie haben es noch viel wichtiger als die lärmenden Schaukel- und Karussellmänner. Auch die Grönenbacher sind recht geschäftig. Zimmerleute schlagen Marktstände auf. Vom Uhrendreier bis zum Postwirt steht Bude neben Bude. In den Kaufhäusern suchen Ladnerinnen nach alten Ladenhütern. Am Markttag werden sie verkauft. Der Nachmittagszug bringt auswärtige Budenleute. Schwer schleppen sie an ihren Koffern. Was ist darin? Bärendreck, Türkenhonig, Affenbrot, Schneeberger und Schmälzler, Kämme und Messer, Uhren und Ringe, Stoffe und Bänder, Knöpfe und Spitzen.

Am Pfingstmontag ist der Frühjahrsmarkt. Alt und jung, Grönenbacher und Auswärtige sind auf den Beinen. Orgeln lärmen, Glocken tönen, Mädchen kreischen aus den Schaukeln. „Haut den Lukas!" schreit es beim Stockhaus. „Einkaufen, einkaufen!" lärmt es von allen Seiten. Dazwischen tuten die Kinder mit Trompeten, krähen blecherne Hähne, schrillen neue Trillerpfeifen, knallend zerplatzen bunte Luftballone. Ist das ein Lärmen, Schreien, Johlen, Tuten, Rufen, Orgeln, Pfeifen und Blasen! Hier wird photographiert, dort wird wahrgesagt. An der Straßenkreuzung sitzt der Bettler. Losverkäufer zwängen sich durch die Menschenknäuel, dauernd rufend: „Wer wagt, gewinnt! Jedes Los ein Treffer!" Beim Löwen-, Adler-, Post- und Kronenwirt ist Tanz. Jeder Stuhl in den Bierstuben ist besetzt. Händler bieten Rauchwaren, Kragenknöpfe und Schwefelhölzer an. Kellnerinnen rennen. Der Wirt steht schmunzelnd in der Schenke. Am Rathaus leuchtet des billigen Jakobs roter Budenschirm. Jakob ist still geworden. Er hat sich heiser geschrieen.

Wie auch heute alles fröhlich ist, ein Zuschauer bleibt doch stumm. Es ist der Herr dieses Marktes. Siehst du am Giebel des Rathauses den Kaiser thronen? Siehst du, wie er die Grönen-

bacher Bürger empfängt und ihnen Marktrechtbrief und Wappen verleiht? Seit dem Jahre 1485 dürfen die Leute „am grünen Bache" mit Erlaubnis des Kaisers einen Pfingst- und Herbstmarkt, Wochen- und Viehmärkte abhalten. Viel Geld ist seit Jahrhunderten in den Flecken getragen worden. Immer größer wuchs der Ort. Wenn der Kaiser noch lebte, würde er wohl sagen: „Ihr Grönenbacher versteht zu markten. Ihr seid fleißig und tüchtig. Euer Dorf ist ein Markt, eine Perle des Allgäus geworden."

Der Pfingstmarkt ist zu Ende. Jakob, der Heisere, ist abgereist. Die Buden werden abgebrochen. Der Schaukelmann packt ein, sitzt in den Wagen, knallt aus dem Fenster und sagt: „Hü!" Planwagen fahren die Straße entlang zum anderen Marktorte. Kleine Pferde plagen sich. Schwer sind die Wagen, schwer ist das Leben des fahrenden Volkes.

Die Sage vom Buschel bei Zell

Ein Stück außerhalb unseres Dorfes auf dem Wege nach Hörpolz liegt ein Buschel. Eine alte Sage erzählt uns, daß in früheren Zeiten auf diesem Buschel eine stolze Burg gestanden haben soll. Edelleute und Ritter hausten in der Burg. Sie führten ein ausschweifendes Leben, verschwendeten ihr Gold und alle ihre Schätze auf prächtigen Festen. Zuletzt lästerten sie in ihrem Hochmut die Gottheit. Aber Gottes Mühlen haben hier schnell gemahlen! Die Burg ist nämlich samt ihren hochmütigen Bewohnern verschwunden. Niemand weiß eigentlich wohin. Einige behaupten, sie sei in den Erdboden gesunken.

Ein neugieriger Mann bestätigte diese Meinung. An einem Sonntage stieg er auf den Buschel und fing an zu graben und fand in der Tiefe große Schätze vor. Aber auf einer der vielverheißenden Kisten saß ein schwarzer Pudel, der die Zähne fletschte. Jedoch der Habsüchtige ließ sich nicht schrecken, denn er ahnte nicht, daß sich in dem Pudel der Teufel verbarg, der mit ihm sein Spiel trieb. Also versuchte der Mann unzählige Male die Kiste ans Tageslicht zu fördern. Doch immer, wenn er sie schon fast auf der Oberfläche hatte, kam der schwarze Pudel und stürzte sie schadenfroh wieder in das unterirdische Gewölbe zurück. Da sich der Mann gerade den Sonntag zu seinem

unseligen Tun ausgewählt hatte, traf auch ihn die strafende Hand Gottes. Nach drei Tagen fand man ihn tot auf. Seither hat niemand wieder Lust gezeigt, nach diesen verfluchten Schätzen zu graben. Keine Ruine zeugt mehr von dem versunkenen Schlosse. Dornen und wirres Gestrüpp wuchern auf dem sagenumwobenen Buschel und auf seinen Wällen und Gräben. Der Wald ist niedergeschlagen. Nur ein Denkstein erinnert an die Zeiten stolzer Ritter auf dem Buschelberg bei Zell.

(Erika Jörg, Zell; 8. Klasse)

Im Weſtgünz- und Krebsbachtal

Das Weſtgünztal

Bist du schon einmal von Ottobeuren über Böglins nach Leupolz gewandert? Einen feinen, unerwartet weiten Ausblick hast du von der Höhe ins Tal der westlichen Günz. Gebüsch und Stauden zeichnen deutlich ihren Weg. Geradlinig führt auf der rechten Seite die Straße von Kempten—Obergünzburg herab. Dann bleibt schon kaum mehr Platz für ein paar Äckerlein und Wiesen, so nahe schieben sich die Buckel heran.

Der Günzgletscher hat sie einst als Moränenkette zu beiden Seiten aufgeschüttet, als er das Flußtal ins ebene Hochland grub. Seine versickerten Wasser hüpfen in zahlreichen Rinnsalen der großen Schwester entgegen. Ein wilder Tropf war die Günz und hat durch ihre Überschwemmungen das ganze Tal versumpft. Über die Hänge schob sich Wald und Wild. Steinzeitleute jagten und fischten. Viel später kam Uot, der Schwabe, baute Äcker und Hütten und gründete um das Jahr 500 n. Chr. Ottobeuren.

Die späteren Ottobeurer Fürstäbte waren rührige Männer und brachten Leben in die Einsamkeit. Äxte blitzten, Sägen kreischten. Schlag um Schlag fiel der Wald. Burgen bauten sich die Dienstmannen des Klosters auf die Hügel und nannten sich

Ritter. Guggenberg, Halbersberg, Dennenberg, Frölis, Aichhalde, Hundsmoor, Stephansried und Böglins bildeten einen ganzen Burgenkranz um Ottobeuren. Reuten, Bühl, Günzegg und Rechberg setzen die Reihe nach Süden fort. Waldmühlen mahlten das magere Korn und schnitten in ihren Sägen das Holz für neue Häuser rings um die Ritterburgen. Des Waldschmieds Hammer sang das Lied der Arbeit. Die ehemaligen Ritterknechte singen es bis heute weiter als fleißige Bauern in ihren Weilern. Zu größeren Siedlungen fehlte nämlich der Platz. Erst in jüngster Zeit wurde durch die Günzregulierung mehr Raum für Feld und Hofstatt gewonnen. Merkwürdig, daß du die ersten Siedlungen auf den sonnigen Westhängen der östlichen Hügelkette findest! Noch heute dehnen sich im Westen große Wälder aus: Hufschlag, Rechberg, Schweinwald, Bannwald, Hawanger und Ungerhauserwald. Köhler wachten hier an rußigen Meilern. Der Klosterjäger hat manch schweres Wildschwein erlegt. Nur ganz mutige Einzelbauern haben sich an versteckten Plätzen ihre Häuser gebaut. Es sind Einöden geblieben. Von der Ölmühle bei Eldern wissen wir nur noch aus Flurbezeichnungen.

Bei aller harten Rodungs- und Kultivierungsarbeit sind die Günztaler nicht versauert und verdummt. Von Ottobeuren aus erklang ja noch ein anderes Lied. Von wuchtigen Türmen schwingen es die Glocken hinaus ins heimatliche Land. Du kannst es vernehmen im mächtigen Brausen der großen Orgel, schauen in der Pracht und Fülle seiner herrlichen Basilika, ahnen im Strom der andächtigen Beter, die einst auch hinauszogen zur Wallfahrt Maria Eldern. Viele Günztaler schafften ihr Leben lang am heiligen Bau.

Seit 1900 ist das wellige Tal dem Eisenbahnnetz angeschlossen. Vom Ottobeurer Sackbahnhof eilt das Zügle nach Ungerhausen und Memmingen. Güterzüge und Lastautos fahren die Haupterzeugnisse des Günztales: Molkereiprodukte, Fleisch- und Wurstwaren, Vieh, Leder, Baumstämme, Bretter, Schleifholz, landwirtschaftliche Maschinen in die weite Welt hinaus. Erholungsbedürftige und Kunstkenner kommen in das Tal, zum Hauptorte Ottobeuren, der Perle des Allgäus, zur Stätte der Kunst und Frömmigkeit, zum Tempel der fleißigen Benediktiner. Weithin leuchtet das goldene Kreuz der Türme und es verkündet: Hier wird gearbeitet zur Ehre des Herrn.

(Magda Huber)

Wie Graf Silach einen Reichshof baute

In das stille Tal der Westgünz zogen im sechsten Jahrhundert die Uotbauern, um den wilden Wald zu roden. Wo sich heute der rechteckige Marktplatz des Fleckens Ottobeuren ausdehnt, stürzten die ersten Baumriesen unter den Axtschlägen der fleißigen Bauern. Hier entstand, gezimmert aus rohen Balken, der Uotbauernhof. Bald beherbergte er die kleine Sippe, das Gesinde und das Vieh. So lag der Hof still, mitten im Walde, bis die nötigen Äcker bestellt waren. Aber schon nach Jahrzehnten stand zwischen Eichen, Buchen und Fichten das kleine Dorf der Uotbauern, das Uotenburen, später Ottenbeuren genannt wurde.

Uot war längst Großvater. Seine Haare waren weiß geworden in schwerer Arbeit und in Sorgen. Mancher seiner Buben war in den wilden Kämpfen mit den Franken gefallen und ihre Frauen mußten klagend hinter dem Pfluge gehen. Kriege verdarben alle Freude und manches frohe Hoffen.

Um 746 war das Schreckensjahr der Schwaben. In der blutigen Schlacht bei Cannstatt fielen der tapfere Schwabenherzog Dietbald, und die besten Söhne des Volkes. Die Franken kamen in das Land, verbrannten zahlreiche Dörfer, verschleppten Männer und Mütter und brachten strenge Gesetze. Das schwäbische Reich wurde ganz aufgelöst und in fränkische Gaue eingeteilt. Jeden Gau regierte ein Graf.

Der Illergaugraf schickte nach Ottobeuren den Franken Silach. Er war zum Zentgrafen des Günztales ernannt. Zu seinem Gefolge zählten seine Gemahlin Erminiswint, sein Sohn Toto, ein Dutzend Krieger, sowie ein Mönch, der des Lesens und Schreibens kundig war. Beim Uotbauern, dem Dorfmaier, stiegen sie von ihren Pferden. Ein Soldat blies ein Büffelhorn. Die Leute liefen zusammen. Silach gab jetzt dem Mönch eine Pergamentrolle zum Vorlesen. Im Auftrage des fränkischen Königs gebe ich bekannt: „Uotenburen gehört von heute an zum Illergau. Der Illergau wird in Zenten eingeteilt. Ich bleibe als Zentgraf in eurem Dorfe. Wer meine Befehle nicht befolgt, wird mit dem Tode bestraft. Alle Göttertempel sind einzureißen. Es wird das Christentum eingeführt und alle Einwohner müssen sich taufen lassen. Dorfgericht und schwäbisches Recht werden abgeschafft. Alle Frevler und Ungehorsame kommen vor mein

Zentgericht. Der Uotbauernhof wird enteignet und zum Reichshof ausgebaut. Wenn die Felder nicht ausreichen, werde ich Äcker enteignen. Ihr alle müßt beim Hausbau helfen und von jetzt an meinem König den Zehnten geben. Wir bauen neben den Reichshof eine Kirche, ein Kornhaus, ein Gästehaus mit Kaserne und eine Mühle. Wer meutert, Waffen trägt und geheime Versammlungen hält, wird mit dem Tode bestraft."

Schweigend gingen die Männer von diesem Hause. Der Uotbauer weinte in seinen grauen Bart. Heute hatte er Haus, Hof und Freiheit verloren und sein Ansehen als Dorfmaier (Bürgermeister). Uot zog hinüber zu seinem Nachbarn, mit leeren Händen, bettelarm.

In seinem Hofe saß nun Silach, der Graf. Vor der Türe stand ein Posten, die Lanze quer über die Knie haltend. Die anderen Soldaten durchstreiften Wälder und Ortschaften und holten sich, was sie brauchten. Dann wieder ritten sie mit ihrem Zentgrafen von Dorf zu Dorf, um die neuen Gesetze zu verkünden.

Damals waren die frohen Schwaben still geworden, mißtrauisch und verschlossen. Nach Ottobeuren kamen fremde Zimmerleute und Handwerker. Aus dem einfachen schwäbischen Maierhof entstand nun ein großer fränkischer Viereckbau mit Scheunen, Stallungen, mit Wagnerei, Schmiede und Kirche. Daneben baute man das Kornhaus, das Gästehaus mit Soldatenlager und Gefängnis und die Mühle. Alles zusammen nannten die Franken Reichshof; denn er war Eigentum des Reiches, nicht des Grafen. Die notwendigen Felder wurden den Bauern abgenommen und hießen jetzt: Königsfelder, Reichshoffelder oder kurz Königreich. Silachs Sekretär, der Mönch, wurde Zentpfarrer und taufte die heidnischen Schwaben der Umgebung in der Günz, später in einem Taufhause. Alle Leute der umliegenden Dörfer mußten solange nach Ottobeuren in die Kirche gehen, bis sie eine eigene erbaut hatten. Fränkische Reichshöfe standen auch in Memmingen und Legau.

Die Basilika von Ottobeuren

Der Florian von der östlichen Günz bereitet seinen Kameraden Joachim aus der Mark Brandenburg auf das Erlebnis Ottobeurens vor. „Du wirst schauen!" meint er stolz. „Gegen diese Kirche sind die euren nur Grillenhäuschen." Da verachtet

der Joachim den Florian. Er weiß recht wohl, was in seiner fernen Heimat die weißen Zisterziensermönche geleistet haben. Sobald die beiden aber bei Guggenberg über die Höhe lugen, breitet sich die Reichsabtei mächtig vor ihnen im Tale aus. Wie eine Gluckhenne nimmt sie die sauberen Häuser des Fleckens unter ihre Flügel, nein, wie eine Königin die Kinder unter ihren Mantel.

Da denkt der Joachim: „Sprüche machen können die Schwaben auch; aber es hat bei ihnen Hand und Fuß." Und sie treten vor's Portal.

Merk' dir's: „Heimatliche Kunst!" so heißt das Thema. Schwäbische und bayerische Meister waren es, die von den großen Äbten des 18. Jahrhunderts sich zu höchster Kunstentfaltung begeistern ließen.

Schon die edelgeschwungene, mächtig ausladende Fassade mit den beiden über 80 m hohen Türmen reißt hin. Darüber thront der Erzengel Michael als Patron des Stiftsgebietes und der deutschen Nation. Er versichert: Zur Ehre Gottes und in Treue zum Reich wurden Kirche und Abtei so machtvoll hingestellt. Hier ist seit 1000 Jahren eine Schule des göttlichen Dienstes. Seht und vertrauet: Gewaltiges wird ein Volk leisten, wenn es mit ganzer Hingabe diesem höchsten Herrn dient.

Wir treten durch das breit sich öffnende Portal und der gewaltige Raum mit der Flut seines Lichtes, in der Fülle der Farben, sprudelnd voll Leben, läßt unser Gemüt vor Gottes Majestät erschauern. Da haben die vortrefflichsten Meister unserer Heimat ihr Bestes gegeben.

Den Grund legten zwei Schwaben, P. Christoph Vogt aus der Abtei und Simpert Kramer aus Edelstetten. Vollendet hat dann den Prachtbau der bayerische Erbauer von achtzig Kirchen, Joh. Mich. Fischer. „Siehst du nicht die munter-frischen Engelein durch alle Räume purzeln? Sie und alle Zier an Wänden und Altar haben die Feuchtmayr aus dem bayerischen Wessobrunn so lebendig stukkiert. Wenn nun erst die Orgel Meister Riepps aus Eldern einsetzt!" Und schon braust die Dreifaltigkeitsorgel mit ihren 3333 Pfeifen los und die 1111 silbernen Töne der zarten Heilig-Geist-Orgel perlen durch die weiten Räume. Sag, schwingen und tanzen nicht alle 365 Engelein hoch oben mit? Huscht nicht ein sonniges Lächeln über der Heiligen ernstes Antlitz an den Altären? Schau, ein Büblein steht gar auf, schlägt den Takt und hopsert hin und her. Das spürt den richtigen Meister auf dem Orgelbock.

Nun gar die Pracht des Chorgestühles! Man möchte nicht glauben, daß aus dem Tal der verträumt dahinfließenden oberen Donau Männer von solcher Wucht der Gestaltungskraft kommen könnten, wie die Meister Christian und Hörmann. Wie klassisch fein ist jeder einzelne Kopf geschnitzt, und doch steigt in machtvoller Harmonie das ganze Chorgestühl auf bis zu den Galerien. Da winden elegante Engelein Rosengirlanden, bis schließlich all die Pracht in die schimmernden Pfeifen der Orgeln ausklingt. Nur feinstes Empfinden des Rokoko konnte solche Kraft in solcher Zartheit fassen.

Vielleicht ist dir am Kreuzaltar unter der großen Kuppel aufgefallen, wie ernst der gekreuzigte Heiland dareinschaut. Der stammt aus der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit. Seit 800 Jahren nimmt er all das Leid und die Sorgen entgegen, die an ihn herangetragen werden, und hat gar vielen schon wieder Mut gemacht zu ihrem schweren Lebensweg. Um 1700 ist er dem Einsiedler Theophil in dessen Klause Mariaschnee nach Rettenbach gefolgt. Jetzt thront er wieder in seiner erhabenen Basilika als Wallfahrtsbild mit der lieblichen Eldern-Muttergottes links drüben und lädt die Besucher ein zu ernster Zwiesprache.

Geh auch du nicht achtlos an ihnen vorbei, ohne sie ehrfürchtig zu grüßen!

Sieben Stufen führen hinauf zum Priesterraum, weil sieben heilige Weihen durchschritten werden müssen, ehe man ein Gesalbter des Herrn wird. Wie gewaltig türmt sich der Hochaltar! Weit über lebensgroße Engel weisen auf das Meisterwerk Zeilers aus Tirol: Die Erlösung wird im Schoße der allerheiligsten Dreifaltigkeit beraten. Kein Wunder, wenn St. Paul ganz begeistert mit forschendem Blick in die Tiefen dieses Geheimnisses versunken steht, während Petrus zur Linken das Kreuz umarmt, das ihn für diesen Glauben im Tode eins mit seinem Meister werden ließ. Zugleich halten außen der mutige Ungarkämpfer Ulrich und dessen Freund Konrad aus Konstanz treue Wacht als Hüter dieses Glaubens. Ist doch der Landkreis Memmingen mit Ottobeuren zu gleichen Teilen einst ihrer Hirtensorge anvertraut gewesen.

Nun wir unsere Augen schon erhoben haben, lassen wir uns locken durch den Glanz der Farben, die frisch wie am ersten Tage Kuppel um Kuppel verklären. Da gleitet der Blick vom Throne Gottes über die Engelwelt und die Gesamtkirche zum Heer der großen Glaubensboten für die deutschen Stämme,

dem Benediktinerhimmel, bis hin zur Gründung Ottobeurens im Jahre 764 und ihrer Bestätigung durch Karl den Großen. Die ganze Welt des Glaubens geht uns auf und weltbewegende Blätter der Geschichte werden aufgeschlagen.

Trotz all dem Leben, der Fülle von 16 Altären, all der mannigfachen Bilder und Gestalten geht doch ein Strom der Ruhe durch das Ganze: Das Gesimse hoch oben mit den vielen, vielen gleichlaufenden Linien. Das war einmal ein Paradies für die Buben des Fleckens. Aber darf's beileibe nicht mehr werden. Wie nämlich ehedem die jungen Germanensprößlinge ihren Mut zeigten, indem sie kühn über drei Rosse hinwegsprangen, so taten dies die Ottobeurer Buben vor nicht langer Zeit, indem sie in schwindelnder Höhe auf diesem Gesimse ringsum spazierten. Dabei ahnten die Verwegenen wohl kaum, wie gefährlich es war, den dort oben thronenden Kirchenvätern über den Leib zu krabbeln, und wie noch mehr verhängnisvoll, wenn der Bruder Sakristan sie bei diesem Meisterstück erwischte; denn nicht jeder Vater hatte Verständnis für solche Bravourstücklein seines Stammhalters. Und dabei hatte der Junge doch stolz da oben seinen Namen unter den des Vaters hingekritzelt. So geht es halt im Leben: Wenn zwei das Gleiche tun, wird es nicht gleich gewertet.

Den Buben zum Trost bleibt aber immer wahr: Dem Mutigen gehört die Welt.

Vielleicht tun wir noch ein paar Schrittlein in die Sakristei. Da staunst du über die Kunst Meister Fröhlichs aus Ottobeuren. Die schönsten Kirchen aus aller Welt erstehen in eingelegter Arbeit an den Schränken und den Kästlein. Und im Vorraum gar bewundern wir beste Memminger Holzschnitzerei. Thomas Heidelberger macht seiner Heimat Ehre. Das nennt sich „teutsche" Kraft und Schönheit.

Nun zur Lehr! Abtei und Kirche Ottobeurens sind nach schwersten Kriegen aus der Glaubenskraft, dem Fleiße und der Zusammenarbeit der Besten unserer Heimat erstanden. Wenn eine gütige Fügung Gottes dieses Meisterwerk deutscher Kultur erhalten hat, so darf das wohl als Hinweis und als Auftrag auch für die Jugend gelten: Auch heut' noch steht der Weg zu Großem offen, dem, der sein Bestes einsetzt, um das Beste selbst zu leisten.

(P. Prior Rupert Reiner)

Ottobeurer Kirchweih 1766

Man schrieb das Jahr 1766. Die Günztaler und ihre Nachbarn zogen, wie schon oft, in Scharen nach Ottobeuren, wobei alles auf seine Rechnung zu kommen hoffte; die Großen und Kleinen, die Bauern und die Geschäftsleute, die Frommen und die Schaulustigen. Es standen glänzende Festtage in Aussicht: die Einweihung der neuen Kirche und die 1000-Jahrfeier der Benediktinerabtei. Schon über 30 Jahre arbeitete man an dem Wunderbau, der sich auf einer kleinen Anhöhe inmitten des Marktes erhob, nach außen voll Wucht und Würde, im Innern voll Majestät und Schönheit.

Der ganze Ort war in freudiger Bewegung. Auch die Dorfschaften des Reichsgebietes Ottobeuren wollten zur Verschönerung der Feierlichkeiten beitragen. Sie hatten zwei Abteilungen Männer in militärischer Ordnung aufgestellt: Reiter und Fußvolk. Die Mannschaften bekleideten sich selbst, trugen silbergestickte Fahnen voraus; die Reiterabteilung besaß auch eine eigene Feldmusik und silberbeschlagenes Zaumzeug für die Pferde. Zwei Gastwirte, von Niederrieden und von Erkheim, walteten als Rittmeister und zogen durch ihre prächtige Ausrüstung aller Augen auf sich. Ottobeuren hatte eine Bürgergarde für den Ordnungsdienst gebildet, weil eine kleine Völkerwanderung erwartet wurde, die auch wirklich eintraf.

Die Feierlichkeiten begannen am Schutzengelfeste, dem 31. August. Da erhielt das neue Gotteshaus die einfache Vor-Einsegnung. Dann folgte die erste Meßfeier und hernach erklang der erste Chorgesang der Mönche. Am 11. September erschien der Weihbischof von Augsburg, welchen die Militärabteilungen in Mindelheim abholten. In den nächsten Tagen wurden 12 von den 16 Altären der neuen Kirche geweiht. Täglich fanden sich viele Fremde ein, diesmal besonders Jugendliche, von denen mehrere Tausend zur Firmung kamen.

Die eigentlichen Festtage begannen am Sonntag, den 28. September. Tags zuvor war der Fürstbischof von Augsburg mit großem Gefolge erschienen, dem die Kavallerie bis Sontheim entgegenritt. Dazu fanden sich noch andere hohe Gäste ein, die benachbarten Prälaten und Freiherrn, Redner und Musiker, darunter der 14-jährige Violinkünstler Janitsch.

Der Weihegottesdienst dauerte sechs Stunden und erst nach-

mittags 3 Uhr fand im Kaisersaale die Mittagstafel statt. Die Speisen für den ersten Tisch hatte ein Hofkoch aus München bereitet. Gastwirt Tschiderer von Memmingen war der Mundschenk und Konditor Zobel von dort lieferte das Gebäck.

Am zweiten Tage wurde das Fest des hl. Erzengels Michael in feierlichem Gottesdienste begangen. Der greise Abt Anselm, der Bauherr der Kirche, erschien dabei zum letzten Male in der Öffentlichkeit und brachte am Michaelsaltar sein Dankopfer dar. Die nächsten Tage kamen Bittgänge aus den Pfarreien des Reichsgebietes und verschiedene hohe Persönlichkeiten als Gäste. An diese wurden Denkmünzen aus edlem Metalle verteilt, zu Augsburg eigens angefertigt. Beim einheimischen Buchdrucker Wankmiller war eine kurze Geschichte der 1000-jährigen Abtei erschienen, von einem gelehrten Pater des Klosters verfaßt. Dieser hatte auch den Text zu einer Oper geschrieben, die der Tondichter Benedikt Kraus zur abendlichen Kurzweil der Gäste komponiert hatte. Sie fand solchen Beifall, daß man sie öfter wiederholen mußte. Ein Ingenieur aus München veranstaltete nach der Oper ein kleines Feuerwerk.

Die Einwohner von Ottobeuren hatten in der Kirchweihwoche eine Art goldenen Zeitalters voll Freuden aller Art erlebt. Am Rosenkranzsonntag, den 5. Oktober, fanden die Schlußfeierlichkeiten mit einer glänzenden Prozession um das neue Gotteshaus statt. Begeistert vereinten sich Priester und Volk zum Lobe Gottes, als die Glocken erklangen und die neue, große Orgel das Tedeum anstimmte.

(Ulrika Mayr)

Vom kleinen Haus in die große Welt

Es war um das Jahr 1734, als zwei schwäbische Wanderburschen über die Iller nach Westen zogen. Sie hatten leichtes Gepäck, offenen Blick und tapferen Mut. Ehe sie ihr Heimatländle verließen, schauten sie nochmal um und sahen die Wallfahrtskirche und das Elternhaus am Erlenbache, wo sie mit ihren Geschwistern eine frohe Kindheit verlebt hatten. Die beiden Wanderer waren Söhne des Mesners und Schneidermeisters Martin Riepp von Eldern bei Ottobeuren. In des Vaters Schneiderstube war es ihnen zu enge gewesen, Taktstock und Musik gefielen ihnen besser als Elle und Schere. So versuchten sie es als Orgelbauschüler bei Meister Jörg Hofer in Ottobeuren. Karl

übertraf bald seinen Bruder Rupert im Können, nahm aber den jüngeren brüderlich mit in die Welt.

Ihr erstes Ziel war Straßburg, damals eine halb deutsche und halb französische Stadt. Die fleißigen Schwaben fanden bald Arbeit beim berühmten Orgelbauer Silbermann. Nach längerer Gesellenzeit zogen beide in das sonnige Burgunderland. Karl sagte zu seinem Bruder: „Wagen wir's! Wird's nichts mit dem Orgelbau, so kann ich auch den Spaten nehmen - ich hab' Arbeitshände." Sie hatten Glück. Bald besaß Karl Riepp eine eigene Werkstätte, in der auch sein Bruder und der Landsmann Luis Weber emsig schafften. Die Franzosen nannten Karl Riepp einen tüchtigen und redlichen Meister und übertrugen ihm den Bau von schönen Orgeln.

Riepp gründete eine Familie, erwarb sich ein Haus und Weinberge in Dijon und erhielt nebst seinem Bruder den französischen Bürgerbrief. Allerlei hochgestellte Leute gingen bei Meister Riepp ein und aus; oft wurde Riepp um Rat angegangen. „Ich sage meine Meinung gern und klar, das kostet nichts", äußerte er dabei. Mit seiner alten Heimat blieb er treu verbunden. In eigenem Wagen reiste er öfter dorthin. Eines Tages wurde in Schwaben erzählt, daß es um Salem am Bodensee eine besonders gute Weinsorte gebe. Meister Riepp hatte dorthin Burgunderreben gebracht. Um 1757 erhielt Karl Riepp den Auftrag, für die neue prächtige Kirche von Ottobeuren zwei Orgeln zu bauen. Er vollbrachte das Werk mit viel Fleiß und Kunst und freute sich, als alles gut gelungen war. Die Riepp-Orgeln sind heute noch eine Zierde der Basilika, obwohl der Meister öfter behauptete: „Ich baue meine Orgeln für das Ohr, nicht für das Auge."

Wenn bei festlichen Anlässen die Orgeltöne voll Kraft und Lieblichkeit durch die weiten Hallen brausen und schwingen, so ist es wie ein Ausdruck dessen, was der Meister oft in seine Werke eingravierte: „Im Namen Gottes - zu seiner Ehre!"

(M. Ulrike Mayr)

Mit Bruder Emilian durch das Ottobeurer Museum

Wir schellen an der Klosterpforte. Bruder Kaspar öffnet das Schalterfenster und sagt gutmütig: „Ihr wollt ins Museum? Geht nur hinein!" Ein Hebelzug, die Innentüre öffnet sich. Wir stehen

im reichgeschmückten Kreuzgang. Von der gewölbten Decke lachen lustige Engelchen, als sagten sie: „Grüß dich Gott, bist du endlich da?"

Da kommt um die Ecke des langen Kreuzganges Bruder Emilian, barhäuptig, in langem, schwarzem Überwurfmantel. Er ist der kleinste Mann des Klosters und seit Jahrzehnten der erfahrene Museumsführer. Jedes Gemälde, jedes Figürchen und jedes Ding kann er mit Namen nennen. Schnell hat er die vielen Museumsbesucher überschaut. Ist es junges Volk, leuchten seine Augen auf. Emilian ist ein Kinderfreund und sagt jetzt schwäbisch: „Nau kommet no mit!"

Wir folgen ihm in die Sakristei. Ein freudiges Gefühl steigt in unseren Herzen auf. Hier stehen nicht gewöhnliche Kleiderkästen, sondern kunstvoll geschnitzte Schränke vom Memminger Meister Thomas Heidelberger. Vierhundert Jahre alt sind sie und einer schöner als der andere. Auch die eingelegten Nußbaumschränke des Ottobeurer Kunstschreiners Philipp Fröhlich (1769) verdienen unsere Bewunderung.

„Itzt kommet!" sagt Bruder Emilian. Wir gehen in die Benediktuskapelle, in der zur Weihnachtszeit die vielbesuchte Krippe aufgebaut ist. Die herrlichen Gemälde hat der junge Italiener Amigoni an die Decke gezaubert. Erst 23 Jahre alt war Amigoni, als er in Ottobeuren malte. Emilian erklärt: „Man kann auch in der Jugend tüchtig sein. Ich war auch einmal 23 Jahre alt; aber nur ein Schneider, als ich an die Klosterpforte klopfte. Lange arbeitete ich in der Schneiderei. Seit 29 Jahren führe ich die Leute durch das Museum."

Nun steigen wir die Treppe hoch, vorbei an lebensgroßen Gipsfiguren, zum oberen Stockwerk. Natürlich hängen die Kinder gleich am Geländer des runden Lichtschachtes und schauen in die Tiefe. Schöner aber ist der Blick von unten nach oben; denn über der Öffnung strahlt Amigonis herrliches Bild: Die Geburt Christi.

Die Abtkapelle gestalteten die Künstler P. Christoph, Amigoni, Bossi und Maini zu einem wahren Schmuckkästchen. Mit Ehrfurcht betrachten wir das Altarbild: Der Erlöser am Kreuze. Jetzt zeigt uns Bruder Emilian den Sündenfall: „Lueget", erklärt er, „wege oim Apfel hand Adam und Eva das Paradies verlassen müssen. Heutzutage stehlen d' Leut die Äpfel glei sackweis und ma hat no koin nausg'jagt. Was aber wird einmal der liebe Gott dazu sagen?"

Es klirrt Emilians Schlüsselbund. Bis er die Türe geöffnet

hat, betrachten wir das feuervergoldete Klosterwappen des großen Abtes Rupert Neß. Wir treten in das Museum. Saal reiht sich an Saal. Das Museum war einst die Wohnung der Äbte (Winterabtei) mit Vorzimmern, Empfangsräumen, Wohnraum, Schlafgemach, Schreibzimmern und Kanzleien. Jetzt finden wir in diesen weiten Räumen allerlei Sammlungen, Gemälde, alte Gebrauchsgegenstände und wertvolle Figuren. Auch die Porträts von Gabelsberger, dem Erfinder der Kurzschrift, von Amigoni, Zeiller, Karl Riepp sind darunter. Vor Heidelbergers Kreuzigungsaltar bleiben wir am längsten stehen. Ein Gegenstück, die „Geburt Christi", finden wir in der Rummeltshauser Kapelle.

In der roten Abtei, dem ehemaligen Empfangssaale des Abtes, führt uns Emilian vor den Ottobeurer Barockofen, an die Schaukästen mit dem Elfenbeinschmuck und wertvollen Künstlerbriefen. Er zeigt uns im Wohnzimmer das Deckengemälde „Der Abendstern" und den wundervollen, fürstlichen Schreibtischschrank des Schreiners Fröhlich. - Und nun folgt eine lange Flucht von Zimmern und Gängen. Trachten, Wiegen, bunte Bauernschränke, Spinnräder, alte Waffen und Werkzeuge, Zunftzeichen, Ölgemälde, Figuren und Figürchen, Künersberger Porzellanwaren, Muscheln, Korallen, bunte Steine und hundert andere seltene Dinge erfreuen den Museumsbesucher. Aus den Glasschränken leuchten hier bunte Schmetterlinge, dort liegen etliche Dutzend Vogeleier und Nestchen. Nebenan ist die ganze Vogelwelt versammelt. In den letzten Räumen finden wir die Schätze aus der Kindelmann'schen Kirche: Flügeltüren von Altären, geschnitzte Apostel, Madonnen, Drachentöter, Palmesel, Kreuze, auch St. Christophorus ist dabei. So lebhaft sind alle Figuren, als wollten sie sagen: Thomas Heidelberger und der unbekannte, große Ottobeurer Meister haben uns aus grobem Holze geschnitzt. Gedenket ihrer in Ehrfurcht!

„Kommet, kommet!" drängt Bruder Emilian. Er führt uns durch Bibliothek und Theater auf dem nächsten Wege zum Kaisersaal. Sechzehn Marmorsäulen tragen das reichverzierte Deckengewölbe. Das Gemälde von Stauder zeigt die Kaiserkrönung Karls des Großen durch Papst Leo. Sechzehn vergoldete, lebensgroße Kaiserstatuen stehen auf marmornen Sockeln. Wahrlich ein prunkvoller Raum ist der Kaisersaal. Hier konnte der Fürstabt von Ottobeuren Kaiser und Könige fürstlich empfangen.

Wir reichen unserem Museumsführer dankend die Hand und verlassen mit einem „Vergelt's Gott" das Kloster.

Am Ulrichsbrünnele

Ich weiß ein lauschiges Plätzchen bei Ottobeuren. Dort, wo versteckt zwischen dunklen Tannen ein blauer Teich liegt, in dem sich die Türme der Basilika spiegeln und sich der Pfad zum nahen Bannwald zieht. Da steht ein altes Kapellchen. Hinter dem großmaschigen Gitter sehen wir die holzgeschnitzte Figur des hl. Ulrich mit Mitra und Bischofstab. Zwei riesige Linden beschatten die Kapelle. Ein Bächlein eilt in den Teich. „Ulrichsbrünnele" tauften die Ottobeurer das Kirchlein.

Aber in welcher Beziehung steht der heilige Ulrich zu Ottobeuren? Als vornehmer Edelmannssohn erblickte er im Jahre 890 das Licht der Welt. Seine Jugend verbrachte er im Kloster St. Gallen. Ulrich war ein freundlicher, fleißiger Knabe. Seine Lehrer wollten ihn im Benediktinerkloster behalten. Aber seit der Bekanntschaft mit einer gottbegnadeten Lehrerin verzichtete Ulrich darauf und bot sich seinem Oheim, dem Bischof Adelbero von Augsburg an. Er wurde zum Priester geweiht und später zum Domherrn ernannt. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, pilgerte er nach Rom. Als er wieder nach Augsburg kam, lag sein Gönner längst in der Gruft. Dessen Stelle vertrat Bischof Hiltin. Ulrich verwaltete nun vorerst das große Gut seines verstorbenen Vaters. Wegen seiner Gerechtigkeit den Untertanen gegenüber wurde er bald bekannt. Fünfzehn Jahre später wurde er zum Bischof von Augsburg gewählt. König Heinrich I. war damit zufrieden. Durch weises Handeln brachte Bischof Ulrich bald wieder Ordnung in das von wilden Ungarnhorden verwüstete Land. Er regelte das christliche Leben, indem er Priesterschulen einrichtete und das Volk zum Glauben zurückführte.

Seine größte Sorge aber galt den Klöstern, insbesondere dem Benediktinerkloster Ottobeuren, das er eine zeitlang selbst als Abt betreute. Auch in politischer Hinsicht betätigte sich Ulrich erfolgreich. Bei dem verheerendsten Hunneneinfall, der ganz Schwaben verwüstete, wehrte er die wilden Horden mit Hilfe der Stadtbürger von Augsburg auf dem Lechfeld ab, bis Kaiser Otto zu Hilfe kam. Sein Bruder Diepold und der Neffe Reginpold waren in den Kämpfen gefallen. Bischof Ulrich gewann durch seine Tapferkeit die Freundschaft des großen Kaisers Otto I. und er bekam für Ottobeuren genehmigt, was kein anderes Kloster im Reiche je erreichte, nämlich die Befreiung

vom Heeresdienst auf ewige Zeiten. Der Jubel seiner Ottobeurer Untertanen war groß, als er dieses höchste Geschenk nach Hause brachte. Auch die wertvollen Reliquien des hl. Theodor sind sein Geschenk.

Unter seinen Ottobeurer Mönchen hatte Ulrich einen Freund. Es war der Adelige Hatto von Benningen, der sich in eine Zelle einmauern ließ. Ulrich hatte ihn selbst geprüft, gesegnet und in die niedere Zelle neben der Kirche geführt. Darin diente Hatto durch Beten und Fasten seinem Herrgott. Nur wenig Speise wurde ihm täglich durch das kleine Schiebefensterchen gereicht. Eine Öffnung gewährte ihm die Anteilnahme am Gebet und Gottesdienst seiner Mitbrüder. Viele Leute empfahlen sich seinem Gebete und auch der hl. Ulrich gedachte seiner. Noch beim Sterben schickte ihm Ulrich seinen bischöflichen Gruß.

So eng verbunden war Ottobeuren mit zwei Heiligen. Heute noch verehren Volk und Kirche den tapferen Bischof Ulrich. Kirchen, Felder, Straßen und Quellen tragen zum ewigen Gedächtnisse seinen Namen.

(R. Lipp, J. Köbele, 8. Mädchenklasse Ottobeuren)

Die Sage vom Buschelberg bei Ottobeuren

Ein Hirtenbüblein hütete einst auf dem Buschelberg dunkelfarbige Kühe. Da sie gar friedlich fraßen, suchte es im Burgstall glitzernde Steine, mit denen es Feuer schlagen könnte. Da stand es plötzlich vor dem Teufelsloch, von dem die Großmutter gar gruselige Geschichten zu erzählen wußte. „Soll ich, soll ich nicht?" dachte das Büblein. Dann aber nahm es alle Schneid zusammen und schlüpfte hinein. Und siehe, da ist ja gar kein Teufel und kein Pudel mit Feueraugen, wie Großmutter immer sagte. Ein schön gewölbter Gang führte ins Dunkle. Fast aufrecht konnte man darin gehen. Jetzt hatte das Büble keine Angst mehr, immer weiter schritt es in den Gang, rechts, links, geradeaus. Was würde doch die Mutter sagen? Nun ward es vollends dunkel, moderig und kalt die Luft, sie würgte in der Kehle. Da möchte das Büble „Mutter" rufen, als es eben leise eine Stimme vernahm: „Was suchst du hier?" Die Stimme kam von einer Frau, die war hell, schön und gut. Unser Hirtenknabe starrte auf die Truhe, auf der die Frau ruhte. Wieder sprach

sie: „Wieviel möchtest du von dem Schatz haben, Büble?" Nun kam ihm die Stimme wieder an: „Eine Peitschenschnur möchte ich mir wohl kaufen! Gibst mir das?" Das Hirtenbüble merkte und sah es nicht, wie die Frau den Deckel hob. Schon reichte sie ihm ein kleines, helles Geld. Gerne hätte sie ihm mehr gegeben, doch sie liebte die Bescheidenheit. Mit gutem Lächeln wies sie ihm den Weg zurück ans Licht.

Da fuhr dem Bub das Glück in die Beine. Er ließ Küh und Geißen stehen und rannte heim zur Mutter, um alles zu erzählen. Da gab es arge Schelte: „Warum hast du nicht mehr Geld gefordert? Gleich gehst zur Burgfrau zurück und machst alle Taschen voll." Der Berg aber war verschlossen und bis zum heutigen Tage fand kein Hirtenbüblein wieder hinein.

Die Schatzgräber

Es war am Tag Sankt Bartholomä. Da hub am Buschelberg ein Glitzern und Gefunkel an, so hell, als hätte sich der Berg in Glas verwandelt. Und die Leute im Tal schauten solches Wunder mit Gruseln und Grauen: Es ist ein schlimmer Teufelsspuk! Andere nahmen's halb so übel: Es sind die reichen Schätze der alten, guten Frau. Andere sahen's mit Gewinn, gingen hin und holten Axt und Spaten. So stiegen sie zum hellen Glimmerberge. Wo blieb der Glanz? Der Spuk war entschwunden. Da dachten sie nichts anderes, als daß mit flinken Händen eine große Zwergenschar die Schätze in die Truhe barg. Drum ließen sie den Mut nicht sinken und huben an mit Hauen, Graben, Wühlen; gar groß war ihr Bemühen: „Der Schatz muß unser sein!" Einer wußt' in solchem Graben schon Bescheid, sprach's jedem leis ins Ohr: „Wenn wir die Truhe heben, mußt du schweigsam sein!" - Ein letzter Hieb, ein letzter Schlag; da rollte der Stein; ihm folgte ein heller Klang - hier mußte die Truhe sein! Der Berg meint's ihnen gut, er gibt den Schatz heraus. Sie heben schwer, sie keuchen laut. „Itz hammerse!" schreit der Mätl laut. - O Schreck! Die Truhe sank darob tief, tief in den Berg hinein. Ein schwarzer Pudel setzte sich darauf, sah mit feurigen Augen aus dem Schacht herauf. Da rissen sie dann aus. Seitdem ist der Teufel in dem Loch. Wer will den Schatz gewinnen, muß erst den bösen Hund bezwingen.

Tage des Schreckens

Im Mai des Jahres 1800 war große Aufregung im ganzen Lande. Es hieß: „Die Franzosen kommen!" Man grub die Löffel weg. Es war auch allerhöchste Zeit, denn die napoleonischen Truppen setzten bereits über die Iller und überfielen bei Ittelsburg eine ottobeurische Wagenkolonne. Die Fuhrleute schnitten noch rechtzeitig die Zugstricke ab und galoppierten schreckensbleich nach Ottobeuren zurück. Neun Klosterpferde gerieten in die Hand des Feindes. Das war um die Mittagszeit des 10. Mai.

Kaum hatte sich diese Nachricht herumgesprochen, begann um Memmingen eine fürchterliche Kanonade, die trotz des Gewitters bis zum Abend dauerte. Die Österreicher, welche die Stadt besetzt hielten, wichen gegen Ulm zurück. Groß war die Angst der Leute. Viele versteckten sich in den Wäldern oder im Heu. Alle wertvolle Habe wurde an sichere Orte gebracht.

Am anderen Tage kamen französische Offiziere nach Ottobeuren geritten und erpreßten im Kloster hohe Geldsummen. Der General Vandamme zu Memmingen schickte gar einen Brandschatzungsbrief heraus und forderte 150000 Livres (= 115500 M), 90 gesattelte Pferde und 100 Ochsen. Würde diese hohe Forderung nicht innerhalb 24 Stunden erfüllt, wollte der General Ort und Kloster Ottobeuren niederbrennen lassen. In solcher Not mußten die Ottobeurer fest zusammenhalten und große Opfer bringen.

Bald darauf ritt der General der Franzosen mit 50 Wagen, mit 2000 Soldaten und türkischer Musik im Flecken ein. Alles meinte, der Ort würde geplündert. Vandamme nahm seinen Aufenthalt 9 Tage lang im Kloster. Die Mönche mußten täglich für 600 Franzosen ein reichliches Essen kochen und durften den Wein nicht sparen. Die Bäcker aber buken täglich 2000 Brotlaibe für die Franzosen. Über hundert Malter Getreide, mehrere Fuder Wein, zahlreiche Ochsen kostete die neuntägige Einquartierung. Fast alles Wild in den Wäldern war erlegt worden. Über 340 000 Mark mußten in dieser kurzen Zeit aufgebracht werden.

Auch das nahegelegene Frauenkloster Wald kam nicht ohne Schrecken davon. Die in Ungerhausen und Hawangen liegenden Franzosen hatten es bald entdeckt. Am 16. Mai fuhren sie mit Wagen vor das verschlossene Waldkloster. Die Nonnen waren nach Ottobeuren geflohen. Die Soldaten schlugen mit Äxten die Türen ein, erbrachen die Kästen, wühlten unter den Fuß-

böden, zerschnitten die Betten und beluden ihre Wagen mit Beute. Sechzehn Schafen schlugen sie die Füße ab und überließen die Tiere ihren Schmerzen.

Schrecklich ist der Krieg! Jammer, Elend und Not trägt er in die Dörfer und Städte. Die Truppen Napoleons verheerten damals ganz Europa. Alle Völker mußten zusammenhelfen, damit sie wieder frei wurden.

Bruder Alex

Der Bruder Alex ist eine Strohpuppe, närrisch gekleidet, wie die Fastnachtsbutzen. Nur die Ottobeurer kennen ihn. Am Asch rmittwoch begleitet ein bunter Maskererzug den Strohmann zum Marktplatz. Dudelsackpfeifer blasen eine jammervolle Melodie. Bruder Alex soll seinen letzten Tanz aufführen. Man bindet ihn auf ein Seil, welches über den Marktplatz gespannt ist. An beiden Enden ziehen lustige Gesellen an und lassen es wieder los. Alex, ihr närrischer Bruder, hopst und hüpft und tanzt. Die Maskerer gröhlen, springen und tanzen. Die Dudelsackpfeifer blasen mit vollen Backen. Ist das eine Gaudi! Immer toller gebärden sich die Närrischen, bis Bruder Alex tot vom Seile stürzt.

Sie heben ihn auf den Leichenwagen, fahren mit ihm eine letzte Runde um den Marktplatz zur Günzbrücke. Noch kläglicher als zuvor flöten die Sackpfeifer. Der Leichenredner, ein langer, dürrer Maskerer, lobt das leichtsinnige Leben aller Fastnachtsbutzen, insbesondere das ihres närrischen Bruders Alex. Schweigend stehen die Zuschauer an den Ufern der Günz. Der Totengrübel tritt an den Wagen, nimmt die tote Fastnacht in seine Arme und wirft den Alex in die kalten Wasser der Günz. Zum Zeichen der Trauer nehmen die Maskerer ihre Larven ab. Wenn der Bruder Alex begraben liegt, ist die Fasnacht zu Ende und die Fastenzeit beginnt. Der Trauerzug löst sich schweigend auf. Die Masken bleiben im Kasten, bis ihr närrischer Bruder Alex im nächsten Jahre von den Toten aufersteht.

Schwäbische Fasnachtsprüche

„Lustig ist die Fasenacht,
Wenn mei Muetter Küchle bacht.
Wenn sie aber koine bacht,
Nau pfeif i auf die Fasenacht!"

„Holla! Holla insgemein,
Im Hornung geht die Fasnacht ein.
Die Fasnacht ist a lust'ge Zeit,
Da hat der Teufel sei größte Freud."

„I komm daher vom Bodensee
Und hau koi ganze Hose meh.
Ganze Hose muß i hau,
Drum muß i Fasnachtsspreche gau!

I bin a armer Schweizer,
I bitt' um a paar Kreuzer;
Gebt mir an Grosche,
Nau halt i mei Gosche!"

An der Sprachengrenze

Die Grenze des Allgäus zieht sich von Buxheim über Memmingen nach Stephansried und Rettenbach. Das nördlich dieser Linie gelegene Gebiet zählt zum Unterland, die südlichen Ortschaften zum Allgäu. Die meisten Leute reden „wie ihnen der Schnabel gewachsen ist". Man nennt diese Sprache Dialekt oder Mundart. Der Allgäuer Grenzlinie entlang merkt man noch keinen Sprachunterschied. Erst in den abgelegenen Südgebieten, wie Böhen, Ollarzried oder Günzegg, wird die Mundart derber und breiter. In diesen Grenzorten sind noch Wörter im Gebrauch, die im Unterland schon längst durch neue ersetzt wurden. Da jammert das alte Mütterchen noch über Wehtage und Marodesein. Dort gibt es noch Endschuhe, Stiefelhasen, Handzwealen, Zerchsäcke, Pfannenhölzer und Gazen. Auf der Boi

oder Höll hocket der Baule und im Gade liegt der Riebeledatsche für das Hose- oder Rockdotle, wenn's auf Besuch kommt.

Wenn wir unsere Landkreisgrenze überschreiten, wird auch die Mundart anders. Wohl deswegen sagen die Böhener von den Hopferbachern, sie seien eine eigene Nation und sie necken sie: Hopfarbachar Leutauslachar. Bei Hopferbach, Haldenwang (Haldawang), Dietmannsried (Diebasried) und Schrattenbach (Schrattabach) beginnt die Allgäuer Mundart. Dort gibt's „bigott viel Lit, die jodlen kinne!" Unsere südliche Landkreisgrenze ist zugleich eine Sprachengrenze.

Die Bibelsberger Linde

Die Bibelsberger Linde steht am östlichen Ortseingang und soll weit über zweihundert Jahre alt sein. Auf einer Inschrifttafel lesen wir folgenden Spruch:

1690—1930

Seit mehr als zweihundert Jahren
Sind gewandert und gefahren
viele Menschen hier vorbei.
Wir können sie nicht fragen:
Wohin seid ihr gegangen?
Dorthin wirst auch du gelangen,
Der Du vor mir, der Linde stehst
Und an mir vorübergehst
In das Land der Ewigkeit!

(P. B. O.)

* * *

Dött auf'm Bergala
Stauht a klois Zwergala,
Wischt si sei Göschla a,
Hupft über d' Stoiner na,
Jodlat und schreit:

Bin i koi nobler Ma'?
Packt mi der Hunger a',
Ziach i mei Schläppla ra,
Schluz i mein Zeacha a,
Bis es vergeit.

(A. M. Miller)

Böhener Brunnen

Der Tränkenberg ist eine feine Rodelbahn. Das sagen alle Böhener Buben, die vom Rodeln etwas verstehen. Wer aber nichts versteht, der fährt beim Fröhner die Haustüre ein. Wo der Fröhner jetzt ist, war einst die Badstube, nebenan der Tränktrog für das Vieh. Ein dicker, kalter Wasserstrahl schießt aus der eisernen Röhre in den hölzernen Trog. Die Böhener behaupten, das Wasser sei gesund und heilkräftig. Das hat sicher der Bader aufgebracht. Wahr ist, daß die kalte Quelle „der Bärenbrunnen" heißt. Schon vor tausend Jahren errichteten hier kaiserliche Feld- und Grenzvermesser eine steinerne Säule mit dem Bildnis der Königin Hildegardis. Der Grenzstein schied die Herrschaftsgebiete der Klöster Kempten und Ottobeuren.

Damals erstreckte sich der Schweinwald noch bis zum Brunnen. Wildschweine und braune Bären hausten im Dickicht. Eines Tages zogen fremde Männer, Frauen und Kinder in diesen Wald. Sie kamen bettelarm, abgemagert und hungrig. Urwaldmoos war lange Zeit ihr Bett, die Kronen der Eichen ihr schützendes Dach. Vertrieben von ihrer Heimat, verschleppt von den Soldaten des Frankenkaisers Karl, wanderten sie vom Böhmerwald zum Bärenbrunnen. An der Quelle erschlugen sie den Bären. Er ward ihnen zur Speise, das Wasser ihr Trank. Dann schlugen sie Balken aus Bäumen, bauten die ersten Höfe auf den Felsen über der Quelle. Sie rodeten sich Ackerland und säten das erste Korn.

Das Dörflein wuchs und wuchs. Der Bader zog ein und nahm den Bärenbrunnen in den Dienst der Gesundheitspflege. Vom Dorfe trieb der Hirte die Herde zur Tränke. Der Schmied baute seine Werkstätte an die Quelle.

Ein stiller Winkel liegt da am Fuße des Tränkenberges. Vom Amboß klingt das Lied der Arbeit. Die Wasser plätschern in den Trog. Der Winter bringt die Fröhlichkeit. Die Dorfjugend rodelt zum Bärenbrunnen und alle sagen: Der Tränkenberg ist eine feine Rodelbahn.

* * *

Die Böhener haben ihr Dorf in Kreuzform angelegt. Eine Straße führt vom alten Zehntstadel zum Bärenbrunnen, die andere vom Schwendenmann zur Georgskirche und zur Schmalzhalde. An der Straßenkreuzung steht der Kreuzwirt. Davor

rauscht eine junge Linde über dem Dorfbrunnen. Der Brunnen ist in den harten Nagelfluh geschlagen und ist so tief, daß man am „hellichten Tage die Sterne sieht". Das sagen die Böhener.

„Dr Brunne isch g'schlage,
Alz isch froh.
Dr Gmoindsraut tut tage,
Ob ma feschtet und so.

Wie se so schwätzet
Die Ma von der Gmoind,
Isch a klois Büble
An Brunnezau gloint.

Es zocket am Soil,
Dr Kübl fällt na;
'S Büble bleibt hoil
Und d' Mutt'r schtaut a.

Ma hollet Stange, Hauke, Strick.
Dr Kübl lautse fische it.
Kommt's oim ins Hiere,
Ma könnt's a so probiere:

Übern Brunne kommt a Bengl,
Hanget na wie dr Glockeschwengl;
An seine Füß hebtse der zwoit,
Dr Dritt schreit: Itz roichts.

Wie die Kerle so ananand hanget,
Der Unterscht nauch'm Kübl langet.
Der Ober aber merkt an seine Händ,
Daß die numme mittu wend.

Drum schreit 'r na:
Hebet fescht, i spui in d' Händ! —
Drei pudlnasse Grend
Dunde im Brunne send!

Seitdem isch dr Brunne verschlosse.
Koi sottigs Unglück wemr numme hoffe!"

Wie der heilige Rochus seinen Zeigefinger verlor

Südlich vom Dorfe Böhen schaffen die Warlinser. An den Rand ihres Weilers bauten sie einst eine Kapelle. Darin steht auf einem Postamente Rochus, der Pestheilige. Jedem Kapellenbesucher zeigt er seine Pestbeulen über dem Knie. Das Merkwürdige aber ist, daß er nur noch einen halben Zeigefinger hat. Das kam so:

Als die Kapellbäuerin noch keinen Keller besaß, kühlte sie ihre Milch im „Käpelle". Eines Tages bemerkte sie, daß vom Rahm geschleckt worden war. Ganz verdächtig schielte die Bäuerin zum hl. Rochus hinauf, denkend: „Wart Männle, i komm dir drauf!" Am nächsten Tage war wieder vom Rahm geschleckt

und so ging es fort, viele Tage. Endlich entdeckte sie am Zeigefinger des Pestheiligen frischen Rahm. Da sie es nicht glauben wollte, kletterte die Bäuerin auf den Altar und schaute sich den Finger ganz genau an. Staunend rief sie aus: „Itz dau lueg her! Ja du g'schleckats Mannsbild! Dir will i komme!" So schimpfend langte die Kapellbäuerin einen „Milchländerle" und schlug den Rochus so heftig auf den Finger, daß dieser brach und auf das Pflaster fiel. „Hättest's bleibe lau!" sagte die Bäuerin etwas reuig, steckte den Finger in den Schürzensack und verschwand drüben im Hofe. Nur der Nachbarin hat sie im Vertrauen den Finger gezeigt. Darum weiß man heute noch, wie der hl. Rochus den Zeigefinger verlor.

Die Nachbarin hat aber auch, zum Schrecken der Kapellbäuerin, den richtigen Rahmschlecker ertappt. Ein Rotschwänzchen wetzte abermals sein Rahmschnäbelchen, dieses Mal an den halben Zeigefinger des heiligen Mannes. Seitdem getraute sich die Bäuerin nicht mehr dem Rochus in die Augen zu schauen, da sie fürchtete, er könnte sie für ihre Untat mit der Pest bestrafen. Wären die Heiligen so rachsüchtig wie die Menschen, würde es der Kapellbäuerin übel ergangen sein.

Holz und Stroh zum Wendlefuir!

In Schwendenmanns Bauernhof haben sich alle Dorfbuben versammelt. Der alte Braune wird eingespannt und der Sepp nimmt das Leitseil in seine Bubenhände. „Hü!" ruft er. Fast zugleich springen die Buben auf den Bodenschlitten.

Nun geht es auf tiefverschneiter Winterbahn zwischen flatternden Schneezeichen zur Dorfstraße. Beim ersten Bauernhause zieht der Sepp das Leitseil an und aus vollen Kehlen hallt es in den Hofraum: „Holz und Stroh zum Wendlefuir!" Die Buben springen vom Schlitten. Der Bauer nimmt sie mit hinter das Haus zum Holzstoß. Jeder Junge darf einen Arm voll Scheiter wegnehmen. Auch etwas Heu und Stroh fällt ab. Begeistert schleppen die Buben Holz und Stroh zum Schlitten, schreien ihre Danksagung: Vergelt's Gott! und weiter geht's zum Nachbarn. Den treiben sie mit einem anderen Spruche aus seiner warmen Stube:

Heiliger Sankt Veit,
I bitt um a Scheit!
Wenn mir kois geist
Nehm i's von dr Beig!

Noch ehe der Vers zu Ende gerufen ist, steht schon der Bauer unter der Türe. Die Leute sind vorsichtig, denn zur Holzsammelzeit ist den Buben alles Hölzerne gut genug. Erst wenn auf dem Funken- oder Scheibenberg der Holzstoß einen mächtigen Kegel bildet, wird das Sammeln eingestellt.

Nun beginnt die Arbeit in der Tenne. Aus Heu und Stroh werden lange Zöpfe geflochten. Die Hexe soll damit umwickelt werden. Die Hexe besteht aus der längsten Stange, die im Dorfe aufzutreiben war. Ein Querbalken wird aufgenagelt und eine Strohpuppe an diesem Kreuze festgebunden. Meterlange Strohzöpfe hängen am Querbalken.

Die Hexe auf dem Scheibenberg aufzustellen ist eine schwere Arbeit für die Buben. Weniger Mühe bereiten die Scheibenbänke am Hügelrande. Auf den schräg gestellten Brettchen schleudern die Buben die brennenden Holzscheiben zu Tale. Auch Fackeln müssen vorbereitet werden. Schindeldünne Holzspäne werden auf der Ofenhölle getrocknet, dann mit Draht gebündelt, mit Erdöl übergossen und auf eine Stange gesetzt. Wenn die Hausmutter die Funkenküchle bäckt, verkauft auch der Krämer seine Funkenraritäten: Bengalische Streichhölzer, Pulverfrösche, Sternwerfer und Raketen.

Wenn am langersehnten Funkensonntag die Dämmerung hereinbricht, zieht alt und jung auf den Berg. Auch Vater und Mutter mit den Kleinsten gehen mit. Darob sind die Buben besonders stolz. Nach dem Gebetläuten gießt der „Funkenmeister", in der Regel ein Bauer, eine Kanne Erdöl über Heu und Stroh und zündet den Holzstoß an. Bald darauf brennt er lichterloh. Groß ist die Freude der Jugend. Auch auf den Nachbarhügeln leuchtet es rot auf. Herrlich ist das anzusehen. Die Kinder springen um das Feuer. Heraus mit den bengalischen Hölzchen! Rot, blau, gelb, grün leuchten sie auf. Bunt sind ihre Feuerkreise. Da knallt es vier-fünfmal. Einige Mädchen schrillen laut auf. Ein frecher Pulverfrosch ist ihnen an die Beine gefahren. Dort hüpft wieder einer! Schnell machen ihm die Ängstlichen Platz. Sternwerfer sprühen hunderte Sternchen aus. Plötzlich ein Ruf: „Die Hexe brennt!" Das lodernde Feuer hat die Strohzöpfe erfaßt, ist an ihnen zur Strohpuppe emporgeturnt. Jetzt steht sie in hellen Flammen. Nun ist es höchste

Zeit die Scheiben zu schlagen. Jeder Bub hat ein gutes Dutzend davon mitgebracht. Jetzt werden die Scheiben in das Feuer gehalten und in das Tal geschleudert mit dem Rufe:

„Scheib aus, Scheib ein!
Scheib über'n Rain,
Die Scheib soll der Irgl
Und Vroni sein!"

„Du Lausbub", rufen die Betroffenen aus der Menge, die jetzt stille wird, um alle die Neck- und Spottreime zu hören. Die brennenden Scheibchen rollen den Hang hinunter. Die Hexe ist verbrannt und stürzt. Entsetzt stieben die Mädchen auseinander. Die Buben schwärzen ihre Hände und kein Gesicht, das für Bubenhände erreichbar ist, bleibt verschont. Mancher kommt an diesem Abend dunkler als der Mohrenkönig nach Hause. Jetzt hört das Gekreische nicht mehr auf. Erwachsene Burschen springen mit den Mädchen über die Flammen. Man darf dabei nicht sprechen. Die Schulbuben ordnen sich zum Fackelzuge. In allen möglichen Windungen umziehen sie das Feuer und den Hügel mit dem Segenspruch: „Same, Same rege dich, Same, Same strecke dich!" Früher haben auch die Erwachsenen mitgemacht, feurige Räder gerollt und Asche in ihre Äcker gestreut.

Ist der Holzstoß verbrannt, nehmen die Buben ein Stück verkohltes Scheit und tragen es nach Hause. Daheim gibt es nach altem Brauche Apfel- oder Lebzeltenküchle, soviel man will. Die Armen des Dorfes aber erhalten ihre Funkenmilch.

Die Köhler im Schweinwald

Der Schweinwald ist ein großer Staatswald zwischen Ottobeuren und Böhen. Als die Menschen unserer Heimat arg unter den Greueln der Schweden, besonders an Hunger und Pest, zu leiden hatten, erlegte der ottobeurer Klosterjäger in diesem Walde das letzte Wildschwein. Es wog über fünf Zentner.

Schon damals lebten im einsamen Schweinwalde die Köhler. Armselig war ihre Hütte, gezimmert aus rohen Balken und Brettern. Durch die Fugen bliesen Wind und Kälte. Ein Brett, ein Bündel Stroh auf dem Lehmpflaster bildeten die Liegestatt. Ein alter „Hälbensack" diente als Kopfkissen und der Mantel

mußte den genügsamen Köhler, der nur selten aus seinen Kleidern kam, bedecken. Auf rohem, selbstgezimmertem Tische nahm er seine Mahlzeit ein. Die Wände waren schwarz vom Ruß und überall roch es nach Rauch.

Unweit der Köhlerhütte stand der Kohlenmeiler auf der Kohlstätte. Der Meiler war ein Holzstoß, der zu Kohlen verbrannt werden sollte. Das war eine Kunst, die gelernt sein wollte, die auch dem Köhler nicht immer gut gelang.

In die Mitte der kreisrunden, festgestampften Lehmplatte schlug der Köhler einen meterhohen Pfahl, den Stöckel, senkrecht in die Erde. Um den Stöckel oder „Kohlenkönig", so nannte der Kohlenbrenner das mittlere Scheit, stellte er nun in senkrechten Reihen die Holzscheite auf. Am Kohlenkönig brachte er Späne und Reisig an; außerdem ließ er dort einen kleinen, schornsteinähnlichen Raum frei, zu dem am Boden ein enger, wagrechter Gang führte. Es war das Schürloch. Die Holzscheite wurden mit Tannenzweigen, Moos und Kohlenrestchen (Kohlenlösch) zugedeckt. Dadurch sollte der Meiler möglichst luftdicht abgeschlossen werden, denn das Holz durfte nicht brennen, sondern nur glimmen und gleichmäßig verkohlen.

Wenn der Holzstoß angezündet war, durfte der Köhler die Kohlstatt nicht mehr verlassen. Er mußte wachen, daß der Meiler nicht „verbrandete", denn dadurch konnte großer Schaden entstehen. Man sah ihn darum bald mit der Schür-, bald mit der Löschstange und Schaufel tätig.

Nach ungefähr vierzehn Tagen war das Holz verkohlt. Vorsichtig wurde der Meiler abgedeckt. Da rauchte und qualmte es, daß dem Köhler das Wasser aus den Augen stieg.

Die gewonnene Holzkohle verkaufte der Köhler dem Schmied, dem Ziegler, dem Kalkbrenner, dem Saliter, dem Glashüttenmeister und den Hausfrauen.

Der Köhler im Schweinwald und alle die anderen bei den Schmieden und Ziegelhütten waren die Kohlenlieferanten unserer Heimat.

Später brachte die neuerstandene Eisenbahn billige Steinkohlen aus fernen Gegenden. Die Köhler konnten nichts mehr verdienen und gaben ihr rußiges Handwerk auf. Nur die festgetretenen Lehmpflaster der Kohlstätten im Walde erinnern noch an die Köhler von einst.

(Nach Schindelmayr)

Der Krebsbach

Der Krebsbach führt ein klares, frisches Wasser. Stark ist sein Gefälle. Viel Sand liegt in seinem Bette. Die Ufer sind zerrissen und stark unterhöhlt. Die Erle führt einen harten Kampf mit dem zerstörenden Wasser. Flinke Forellen schießen im Wasser auf und nieder. In den Erlenstauden sitzt der schillernde Eisvogel, um nach den Fischen zu spießen. Im Schwarzdorn treibt der Dorndreher sein schreckliches Unwesen. Der Krebsbach ist ein richtiger Waldbach. Immer wieder schlüpft er durch dichtes Jungholz und Schonungen. In vielen Windungen durchzieht er einsame, stille Waldtäler, tränkt am hellen Morgen das Rotwild und gewährt tagsüber wilden Enten und Gänsesägern sicheren Unterschlupf. Im Hölltobel unterhalb Niebers stürzt er sich in das Wasserhäuschen, um der Viehweide das nötige Wasser zu liefern. In der Nähe des einsamen Bühlhofes verläßt der Bach den Wald. Eilig haben es die Wasser. Kurz vor dem Aymühlenweiher vereinigt sich der Krebsbach mit dem Hungerbach.

In dieser Gegend hat der Bach seinen Namen bekommen. Schon vor fünfhundert Jahren zählte „Hans Kreb, der Bauer hinter dem Theinselberg" den Bach zu seinem Eigentum. Er nützte ihn zum Bewässern seiner Bachwiesen. Darum nannten die Leute das Wasser den Kreb- oder Krebsbach. Sein älterer Name hieß wohl Mühlbach. Ganz in der Nähe steht die uralte Aich- oder Aymühle. Sie gehörte einst dem Burgherren von Theinselberg, später den Rittern von Rotenstein. Seit vielen Jahrhunderten treibt der Krebsbach das Rad dieser Mühle mitten im Walde. Von jetzt an durchfließt der Bach saftige Wiesen und saubere Dörfer. Bei Lauben vereinigt er sich mit der größeren Schwester, der Günz.

* * *

Zearsch muaß ma säa,
Nau ka ma mäha.
Zearsch muaß ma graba,
Nau geits Kohlraba.
Zearsch muaß ma giaßa,
Nau will es b'schiaßa.
Zearsch muaß ma zahle,
Nau wird oim g'mahla.

(A. M. Miller)

In Hawangen

Wenn du nach Hawangen hineingehst, findest du nicht mehr heraus, denn die Straßen sind in Achterform angelegt. Hawangen ist ein doppeltes Runddorf. Das Urdorf liegt am Krebsbache. Die Häuser gruppieren sich um den Maierhof des Dorfgründers Habo. - Das zweite Dorf hat die Stephanuskirche im Mittelpunkte. Es entstand zur Ritterzeit. Die Kirche war einst die Burg des Ritters Ulrich von Hawangen (Habowanc). Teile der alten Befestigungen kannst du heute noch sehen.

Da beide Dörfer, das Ritter- und das Maierdorf, rund sind, wurden auch die Straßen rund angelegt. Legt man zwei Kreise nebeneinander, so gibt es einen Achter. Darum findet der Fremde nicht so leicht aus dem Dorfe.

Das ist schlimm, wenn es dunkel wird. Da hilft nichts anderes, als recht laut „Kuckuck!" zu rufen, damit die Hawanger Licht aufstecken. Dann aber mußt du dich sputen; denn der Lockruf des „Gugger" macht die Bewohner nervös und sie bekommen das Jucken in der Hand. Aber die Hawanger dreschen keinen, ehe sie ihn nicht haben!

Hawanger Gugger

Mitte in Rogge isch g'floge
A Otrum Vogl, sag i, ung'loge.
Der macht an mächtege Schade.
Ma muß'n verjaiche und verschlage!
So sait dr Hawanger Büttl
Zu seim Amma Hannes Knittl.
D' Ma von dr Gmoid
Sind ans Zäunle gloint,
Langet nauch Stange und Steacke,
Dr oi und dr andr isch hoi vor Schrecke!
Staut dr Ammebaur broitgrattlet na:
Sendr numme gscheid, Baurema?
Ihr derfet mache koin Schade,
Müsset de Büttl trage.
Der soll auf'n Schrage hocke

Und den böse Vogl locke,
Fleißeg nauchm weafe,
Oimaul wied'rn scho treafe!
Und ihr Träger bendet and Füeß
Breattle na; abr gwieß!
In Gottsname gand itzt nei
Und fanget mir de Vogl ei!
Lang tramplet se im Rogge umanand,
Bis ebber schreit:
Dös isch a Schand!
Nemet tuet an Gugger spieße
Als ihr faif dumme Sieche.
Wenn du witt an verschlagene Grend,
Gang uf Hawange nei und sag,
Daß se Gugger send!

(Nach der Sage von Karl Schnieringer)

Hiltbrand Memminger auf Schloß Hundsmoor

„Trara, trara!" blasen die Hörner. „Halia-hussa-ho!" rufen die Treiber. Es flüchten Hirsche, Rehe, Bären und wilde Schweine. Im Ungerhauser Forst, zwischen Hawangen, Westerheim und „Hungerhusen" ist großes Kesseltreiben königlicher Jäger. Das „hohe Gjaid" nennen es die Bauern. Alle Jahre einmal kam der Kaiser mit großem Gefolge, mit Herren und Damen nach Ungerhausen geritten, um im Walde das Wild zu hetzen. Die andere Zeit hatte ein edler Jagdherr die Aufsicht über Wild und Forst.

Um das Jahr 1080 war der Ritter Hiltbrand Memminger Jagdherr des Ungerhauser Waldes. Wo der Forst am wildesten, des Hügels Kuppe am höchsten war, baute sich Hiltbrand eine feste Burg. Ein tiefer Ringgraben umgab sein Schloß. Vom Turme aus sah der edle Jagdherr über abertausend Tannenwipfel hinüber nach Memmingen. Im Osten war ihm Ritter Felix von Stephansried ein treuer Nachbar. Zwischen beiden lag das rostbraune Moor, welches zwischen Ottobeuren und Westerheim sich ausdehnte. Die Bauern mochten es nicht leiden und nannten es deswegen das Hundsmoor. Von diesem Moore erhielt auch das Schloß den Namen; denn es thronte hoch über dem Tale.

Nun begab es sich, daß die Fürsten des Landes mit dem König in Streit gerieten. Viele versagten ihm den Gehorsam und wählten einen Gegenkönig. Da gab es Krieg im Lande. Die Anhänger beider Könige bekämpften sich und verbrannten die Dörfer und Burgen. Ritter Hiltbrand Memminger, Felix von Stefansried und noch drei edle Jagdherren hielten ihrem König die Treue. Die Stadt Memmingen (Welfen) und der Fürst von Kempten gehörten zu den Untreuen. Also führten Hiltbrand Memminger und Felix von Stephansried einen Kleinkrieg gegen Kempten und Memmingen und fügten den Städten großen Schaden zu.

Der Kempter Fürstabt beriet mit dem Burghaldevogt Burkhart Hohendanner, wie die kgl. Jagdherren in der Umgebung von Ottobeuren zu bekriegen wären. Im Jahre 1081 zog Hohendanner mit einer Streitmacht kemptischer Stadtsoldaten, mit Sturmleitern, Pechpfannen, Rammböcken und anderen Dingen in den Ungerhauser Forst.

Hiltbrand und seine Gesellen verteidigten sich und brachen aus. Die Burg verbrannte. Auch die der anderen Jagdherren gingen in Flammen auf. Hiltbrand rächte diesen Überfall. Er zog mit seinen Anhängern nach Kempten und brannte dem Fürsten die Residenzstadt bis zum Münster nieder.

Bald darauf gelang es den Städtischen, Hiltbrand Memminger zu fangen. Auf der Schweigwiese bei Kempten wurde er zur Weihnachtszeit des Jahres 1083 enthauptet.

Auf dem Burgkegel steht heute ein Gedenkstein des Heimatdienstes Kempten. Wir lesen:

Schloßberg, ehedem Burg des Hiltbrand Memminger
auf Hundsmoor, 1081 vom kemptischen Ritter Burkhart Hohendanner zerstört.

Der Hüterbub von Stephansried

Das kleine Häuschen am Berg gehört den Webersleuten Xaver und Rosina Kneipp. Darin sind nur zwei Kammern, Küche und Stall, kaum Platz für ein paar Stück Vieh, für die Eltern und die vier Mädchen. Der sechsjährige „Baschtl" muß also auf dem Dachboden schlafen. Mit Großvaters zerissenem Mantel deckt er sich zu. Ist der Sommer heiß, dann kann er

unter der Dachlucke braten; aber wenn einmal der Eiswind die Schindeln hebt, dann flockt der Schnee gleich schüttelweise herein.

So war es im Jahre 1827, als der „Baschtl" das erste Jahr in die Schule ging; da lag der Schnee eines Morgens wie eine weiße Decke auf Großvaters Mantel. Fein war das! Denn als die Magdalena, die flachsgelbe Stiefschwester, durch die Treppe wie alle Morgen den Kopf heraufsteckte, wupps, da hatte sie schon einen lockeren Ballen auf der roten Wange. Es gab eine Balgerei. Die drei großen Mädchen halfen zusammen und rieben den Baschtl tüchtig mit Schnee ein. Aber die vierjährige Theres heulte und schrie der Mutter, die alsbald erschien und schallende Ohrfeigen austeilte.

Die fünf schlichen zum Frühstück hinunter an den großen Tisch. Da stand für jedes ein Blechnapf mit einer Suppe aus Wasser und Brot, sonst nichts. „Ta tak-huit-kla klak! . . ." machte der Webstuhl im Keller. Der Vater Kneipp ist schon wieder an der Arbeit. Der Winter, der Winter - Webernot und Webertod! Nachmittags dürfen die Kinder nicht aus dem Haus, wenn auch der Schnee noch so hell blitzt. Viktoria und Sebastian müssen grobes Werg auskämmen. Maria und Magdalena sitzen an der Spindel.

„Wir sind halt Webersleut!" sagt der Vater, wenn er zum Abendläuten vom Webstuhl kommt und in den Kreis der Seinen tritt. Heute hat er Namenstag. Erdäpfel und gestockte Milch sind ein feines Abendbrot. Brennsuppe, die gab es gestern. Brot und Wasser gibt es morgen.

Im Sommer ist alles anders. Meist fällt die Schule aus, weil der Lehrer viel unterwegs ist. Und der „Baschtl" ist Hüterbub für vierzehn Gehöfte. Vieh hüten, das kann er. Mit seiner Herde zieht er an den Hängen entlang, jodelt und singt, knallt hinauf in die blaue Luft, läßt den Blick von Hügel zu Hügel,

bis hin zu den Dächern von Hawangen schweifen. Oder er sitzt am Rauschbächle mit verträumten Augen und hängt die Füße ins Wasser. Dort drüben schiebt sich Wald neben Wald, als hätte jede Höhe ihr dunkelgrünes Käpple auf und wollte sich feierlich dem Tal zuneigen.

Im Tal fließt neben dem Rauschbächle das Mühlbächle munter um die Wette der Günz zu, die mit ihren Silberspiegeln aus der Ferne herüberblinkt. Näher bei Stephansried liegt der Sumpfweiher im Gestrüpp der Erlen und Weiden, an dessen Ufern die Mutter allsommerlich die Magenwurz, den Kalmus, schneidet, um für die Winterszeit einen Wein anzusetzen für Vaters Verdauung.

Es begab sich eines Tages, daß Handwerksburschen dem „Baschtl" aus Übermut das Vieh verjagten, so daß die schönste Kuh des Bürgermeisters quer durch die sumpfigen Wiesen lief und sich an einem Erdloch ein Bein vertrat. Mit Herzklopfen brachte der „Baschtl" seine Kuh wieder auf den rechten Weg; aber das Tier hinkte böse, als die Herde am Abend ins Dorf zurückkehrte. Gott sei Dank, der Bürgermeister merkte nichts, wie die Kuh in den Stall kam. Anderntags holte der Bub sein Vieh zur guten Stunde zusammen und es gelang ihm wieder, die lahme Kuh unbemerkt aus dem Dorf zu bringen. Draußen nahm er den Weg nach einer schönen Weide, wo der Tritt recht weich und das Fressen reichlich war. Die Kuh ging willig mit. Am Mühlbach aber trat die Kuh plötzlich in das seichte Wasser, beschaute sich im Spiegel, soff und beleckte sich das lahme Bein.

Der Baschtl sah das alles und es kam ihm gar nicht wunderlich vor, daß die Kuh im Wasser blieb und gar nicht mehr von der Stelle ging. „Es tut ihr gut", dachte der Bub und ließ die Kuh stehen, solange sie wollte. Am Mittag holte er sich ein Stück Brot aus dem Ranzen, trank aus dem Mühlbach, legte sich auf den Rücken und träumte. Am Abend auf dem Heimweg sah er, daß die Kuh sehr viel leichter ging.

Am nächsten Tage trieb der Baschtl die Kuh selbst in das Wasser und näßte ihr das lahme Bein. Das „Muckele" schaute ihn mit seinen Kuhaugen an, als wollte es auf schwäbisch sagen: „Bischt a gueter Bub, Baschtl!" Zum Dank lief das Tier am Abend ganz lustig nach Hause, daß der Baschtl vor Freude zu jodeln anfing, wie es sonst zur Heimkehr seine Gewohnheit war.

So kurierte Sebastian Kneipp Bürgermeisters Kuh mit dem Wasser. Später kurierte er auch viele Menschen in Deutsch-

land und Europa mit Wasser. Bald sprach man auf der ganzen Welt von dem berühmten Pfarrer und Wasserdoktor Sebastian Kneipp zu Wörishofen, dem einstigen Hüterbuben von Stephansried, das seinem großen Sohn ein Denkmal setzte.

(Nach Ortner, Ein Mann kuriert Europa)

Die Kirchenwacht

Sonntag ist es. Droben im Theinselberger Burgstall sitzt der Jäger Jakob Krumbacher auf einem Baumstumpf. Er schaut in das weite Memminger Tal. Unten am Espan bellt der Schäferhund. Sein Herr kniet am Schmittenbach und wäscht sich den Schlaf aus den Augen. Alles ist stille und friedlich. Das Dorf hält seinen Sonntag.

Die Turmuhr schlägt: „Bim, bim, bim!" Der Mesner hinkt zur Kirchentüre, rappelt mit den langen Schlüsseln und verschwindet. Er läutet „Viertel". Durch den Hohlweg holpert ein Wagen. Der Heiligenbauer bringt den Prediger aus Ottobeuren. Am Espan steigt der Fuhrmann aus der Kutsche und stellt den Fuß zwischen die Speichen. Der Pater liest sein Brevier. Die Pferde verschnaufen. Lang und steil ist der Weg zum Kirchlein auf dem Schloßberg.

Von den nahen Weilern kommen die Kirchgänger in bunten Trachten. Auch im Dorfe Lachen wird es lebendig. Aus allen Häusern strömen die Beter. Sie steigen hügelan zu Sankt Afra auf den Berg. Der Mesner „läutet zusammen". Der Kantor spielt die Orgel.

Jetzt geht der Krumbacher Jakob hinüber zum Jägerhaus. Nach kurzer Weile erscheint er wieder mit seltsamem Stocke. Man weiß nicht, ob er einst eine Hellebarde oder Lanze war, so sehr ist die eiserne Spitze abgestumpft. Auch der Jakl, so nennen die Leute den Jäger, benützt die alte Waffe als Gangstock. Sie ist das Zeichen seiner Würde und verleiht ihm Macht. Der Jakl ist heute Kirchenwacht. Ihm ist aufgetragen, während des Gottesdienstes auf Vagabunden, Diebesgesindel und Einbrecher aufzupassen und solches einzufangen, wo es sich zeigt.

Der Jakl schreitet vom Theinselberg in das Tal, langsam und bedächtig. Er ist ein tüchtiger Kirchenwächter; denn er paßt auf wie ein „Haftelmacher", späht in alle Gassen und Winkel, selbst hinter die Holzlegen. Beim Nachtwächter klopft er an das

Schiebefensterchen. Nach kurzer Weile schiebt sich eine dürre Hand heraus. Darin liegt ein graues Fläschchen. Zwei Nasen werden mit Schmälzler gefüttert. „Vergelt's Gott!" sagt die Kirchenwacht, „G'seng Gott!" der Nachtwächter. „Scht!" macht das Fenster.

Vom Nachtwächter zum Welschenbauer führt zwischen Haselgebüsch ein schmaler Fußweg. Der Jakl schleicht und zwängt sich hindurch, beruhigt mit „Brav, brav!" einen Lachener Kettenhund und geht hinüber zur Rasenbleiche. Dort jagt er ein Dutzend Watschelenten in die Dorfwette. Dafür zahlt ihm der Bächleweber jedesmal ein Gläschen Kornschnaps. Wie der Jakob an die „Schmitte" kommt, stutzt er. Schnell wendet er seinen Gangstock, steckt vorsichtig den Kopf in das Tor und ruft: „Ist jemand drin?" Es ist niemand in der Schmiede. Beim Dorfschmied Ulrich Zick klopft die Kirchenwacht heftig ans Fenster, rufend: „He, Johann! Die Schmitte steht offen. Wart ich will's dem Vater sagen!" Arg erschrocken ist das Büble, läßt Bleistift und Zeichnung fallen und eilt das Tor zu schließen. Was die Kirchenwacht sagt, muß befolgt werden. Das weiß jeder im Dorfe.

In Sankt Afra läutet es die Wandlung. Der Jakob steht eben beim Sühnekreuz am Nordende des Dorfes. Jetzt nimmt er seinen Jägerhut vom Kopfe, wendet sich zur Kirche und murmelt: „Herr, vergib mir meine Schuld. Vergib auch dem Mörder, der dieses Steinkreuz einst setzen mußte!" Beim Huberhaus wendet der Jakob, schreitet den Dorfetter entlang zum Hohlweg, zum Espan, zum Schloßberg. Auf Bergbauers Tengelstock sitzt er nun, Bein über Bein, die Hände auf den Stock stützend. So grüßt er die zurückkehrenden Kirchgänger und den Bergbauern. Ihm übergibt er seine Waffe, sprechend: „Am nächsten Sonntag beim Zusammenläuten beginnt deine Runde als Kirchenwacht." Sie gehen auseinander, der Bergbauer in seinen Hof, der Jakob in sein Jägerhaus.

Noch oft haben die Beiden den Spieß gewechselt; dann sind sie gestorben - vor zweihundert Jahren. Jägerhaus und Bergbauernhof stehen heute noch, nahe bei Sankt Afra auf dem Berge. Noch immer aber lebt der Brauch der Dorfwacht beim sonntäglichen Hauptgottesdienst. Willst du wissen, wer am nächsten Sonntag die Runde geht, dann frage in Theinselberg nach der Kirchenwacht.

Wie Johannes Zick ein Kunstmaler wurde

Am Fuße des Theinselberges liegt das Dörfchen Lachen. Stattliche Bauernhöfe sind dem Schmittenbächle entlang gebaut. Ein wenig abseits grüßt der barocke Kirchturm von Sankt Afra bis nach Memmingen hinüber. Am Südeingang des Dorfes ist der Schmittenweber, jetzt das Schulhaus, ihm gegenüber der Bächleweber, das Geburtshaus des Johannes Zick.

Der Vater Ulrich Zick war Hufschmied von Lachen. Anno 1702 trug er sein erstes Büble zur Taufe und nannte es Johannes. Darob war große Freude im Hause.

Die Zeit verging. Johannes lernte das Rutschen, Laufen und Springen. Bald war er Vaters häufigster Gast in der Werkstätte. Er zog Hammer, Zangen und Eisen in der Schmiede umher, sah abends aus wie ein Negerbüble und die Mutter Katharina hatte ihre liebe Not, alle Schmiedsunsauberkeiten von Gesicht, Händchen und Hosen zu beseitigen. „Der wird einmal ein richtiger Schmied", konnte der Vater lachen. Aber wie es im Leben einmal ist, oft kommt es anders, als man denkt. Bald rutschten noch mehr Kinder in der Stube umher und Vater Ulrich mußte bis tief in die Nacht arbeiten, um die Kleinen ernähren zu können. Auch Johannes durfte sich nicht mehr soviel am Bächle herumtreiben; immer wieder gab es Arbeit für ihn.

Drüben in Ottobeuren fing man den Klosterbau an. Man suchte gegen gute Bezahlung Erdarbeiter, Steineträger und Mörtelrührer. „Johannes", sprach der Vater, „du könntest mir helfen Geld verdienen. Willst du nicht im Kloster als Taglöhner arbeiten?" Und Johannes ging in seinen jungen Jahren täglich zum großen Kirchenbau nach Ottobeuren. Um 1715 trafen dort die ersten Kirchenmaler ein. Johannes wurde dem bischöflichen Hofmaler Jakob Stauder aus Konstanz zugeteilt. Da mußte er Mörtel schleppen, Farben rühren und tagsüber wohl hundertmal die hohe Leiter emporklettern.

Dabei war Johannes ganz zufrieden und mit Verwunderung sah er, wie ein richtiger Künstler in kurzer Zeit die schönsten Zeichnungen und Bilder an die Wand zaubern konnte. Da erwachte in ihm das große Verlangen auch Kunstmaler zu werden. Er kaufte sich von seinem Trinkgeld Farben und Papier. Nach des Tages harter Arbeit saß er noch manche Stunde in seiner

Kammer, um die Figuren seines Meisters nachzuzeichnen. Dabei gab es manche Enttäuschung. „Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen", dachte sich Johannes und er übte sich weiter, Monat um Monat, Jahr für Jahr. Dann erst wagte er es, seinem Meister eine Zeichnung vorzulegen. Stauder war überrascht, lobte Johannes und nahm ihn als Lehrling an.

Das war für Johannes ein Freudentag. Nun folgten die strengen Lehrjahre. Es waren keine Herrenjahre! Kunstmaler wird auch nicht jeder, der das Malen lernt. Das ist eine Gottesgabe. Aber der liebe Herrgott hatte unserem Johannes auch ein Maltalent gegeben. Meister Stauder war mit dem Schüler recht zufrieden und schickte ihn nach dreijähriger Lehrzeit in die Welt hinaus. Zick wanderte nach München und malte in der Maria-Hilfskirche. Zwei Jahre brauchte er zu seinen ersten großen Kunstwerken. Er wurde in dieser großen Stadt bekannt und alles sagte „Kunstmaler" zu ihm; Zick war erst 24 Jahre alt. Jetzt fuhr er zur Erholung zu seinen Eltern nach Lachen. Im November des Jahres 1726 war ein großer Festtag im Dorfe; denn Johannes hielt Hochzeit. Verwandte kamen, vornehme Künstler und Freunde stiegen aus der Postkutsche. Die Glocken läuteten und die Musik spielte den Hochzeitsmarsch. Der Pfarrer schrieb in sein dickes Buch: Heute, am 18. November 1726, heirateten der ehrenfeste und kunstreiche Maler, Herr Johannes Zick von Lachen und Anna Maria Sailerin.

Nun fuhr Zick wieder nach München. In der sogenannten Löwengrube nahm er Wohnung, zeichnete, radierte, malte und studierte, daß es eine Freude war. Viele Künstler und Kunstkenner, reiche Herren kamen in sein Atelier, um sich malen zu lassen oder ein Bild von ihm zu kaufen. Gegen Jedermann war Zick freundlich. Darum hatten ihn die Münchner sehr gern und es war ihnen nicht recht, als er 1749 die Stadt verließ.

Der Bischof von Würzburg hatte Johannes Zick geschrieben, er solle kommen und seine Residenz ganz neu ausmalen. Auch im Schlosse Bruchsal würde viel Arbeit auf ihn warten. Zick packte seine Sachen und übersiedelte mit Frau und Kindern nach Würzburg. Viel gab es zu malen in den Kirchen, Klöstern und Schlössern. Zicks schönste Gemälde und Bilder finden wir daher in Würzburg und Bruchsal. Sogar eine wertvolle Planetenmaschine hatte er noch erfunden, die im Würzburger Museum aufbewahrt wird. Zahlreiche Gemälde sind heute noch Zeugen, wie aus dem einfachen Taglöhner Johannes Zick der ehrenfeste und kunstreiche Maler wurde. Durch seine Kunstwerke

hat er seinen Eltern, seiner Heimat und der ganzen Kulturwelt viel Freude bereitet. Im 60. Lebensjahre starb Johannes Zick.

Umso eifriger rührte nun sein Sohn Januarius die Farben, mischte sie so vorzüglich, daß die Leute sagten: „Der kann es ja noch viel besser als sein Vater!" Auch der Abt von Ottobeuren ließ ihn kommen. Du findest in der Basilika zwei sehr schöne Gemälde von ihm: Die Altarbilder Sankt Anna und Sankt Ursula. Januarius Zick starb 1797 in Ehrenbreitenstein.

So arbeiteten sich zwei Söhne unserer Heimat durch Fleiß und Können zu den größten Künstlern ihrer Zeit empor.

Der Lerchenberg

Zwischen Westerheim, Günz und Erkheim erhebt sich der Lerchenberg sechzig Meter aus dem Tale. Als die Gletscherströme noch flossen, bildete er eine mächtige Flußinsel mit einer Oberfläche von zwei Quadratkilometern. Heute noch fallen seine Hänge steil nach Westen ab.

Der Lerchenberg, früher Limperg genannt, gehörte um das Jahr 1100 dem Edlen Hawin von Wolfertschwenden. Um diese Zeit gründete der Ritter mit seinen Brüdern das Kloster Ochsenhausen und schenkte Berg und Wald Limperg den Mönchen.

Der Prior des Klosters lieh den Berg einem Ritter und erlaubte ihm dort eine Burg zu bauen. Von jetzt an sagten die Leute statt Limperg der Lehenberg. An die Burgen jener Zeit erinnern heute noch mächtige Wälle und der Name „Schloßghau".

Auch in der Sage leben die Herrn vom Löwenberg oder Leimberg noch fort, als schlimme Raubritter und Heckenräuber.

Der Prior des Klosters Ochsenhausen ritt einmal mit viel Geld nach Ottobeuren. Er geriet aber in die Hände der Lemberger, die ihn beraubten und in das Burgverließ warfen. Nur gegen hohes Lösegeld wollten sie den Gefangenen wieder frei geben. Die Klöster Ochsenhausen und Ottobeuren schickten aber ihre Schutzvögte mit bewaffneter Macht auf den Löwenberg. Die Burg wurde gebrochen und verbrannt. Die Raubgesellen büßten ihre Greueltaten mit dem Tode. Nur den drei Schloßfräulein geschah kein Leid. Heute noch warten sie auf Erlösung im Innern des Schloßberges.

Den Prior des Klosters Ochsenhausen fanden die Vögte übel zugerichtet im Teufelsloch. So nennen die Westerheimer den

tiefen Graben zwischen beiden Burgen. Der Prior soll die Rückkehr in sein Kloster verweigert und sich auf dem Berge eine Kapelle erbaut haben. Bis zu seinem Lebensende blieb er auf dem Lerchenberg als frommer Einsiedler.

Wer heute die uralte Flußinsel, den Limperg, besuchen will, nehme sich in acht vor dem Teufelsloch. Darin sitzen gar wilde Teufel und Pudel mit feurigen Augen. Wer dieser Teufelsbrut zu nahe kommt, wird in die Tiefe gerissen und in Stücke zerfetzt. Das sagen auch in unseren Tagen die Leute um den Lerchenberg. Aber ich meine, wer ein reines Gewissen hat, braucht weder die Teufel im Teufelsloch noch irgend einen Teufel auf ebener Erde zu fürchten!

Der Schatz von Rummeltshausen

Das uralte „Rumboldshusen" liegt an der Straße Ottobeuren-Babenhausen. Das kleine Straßendörfchen gehörte zur Klosterherrschaft Ottobeuren und zur Pfarrei Günz. Nur kurze Zeit war es im Besitze des Memminger Bürgers Diepold Hutter. Abt Kaspar Kindelmann, der in Ottobeuren ein herrliches Gotteshaus errichten ließ, kaufte Rummeltshausen wieder zurück und ließ auch dort die Kapelle zu Ehren St. Sebastians erbauen.

In dieser Sebastiankapelle verwahren die Rummeltshauser einen seltenen Schatz. So kunstvoll und herrlich ist der Altar, daß man denkt, der liebe Herrgott werde sich nirgends lieber als in dieser Kapelle aufhalten. Auf der Nürnberger Kunstausstellung wollten die Engländer eine ganze Million dafür geben. Aber die Rummeltshauser behielten ihren Schatz.

Der gotische Flügelaltar ist nicht groß. In seinem Mittelteile sieht man Maria mit dem Jesuskinde, daneben die Glaubensprediger St. Othmar und St. Gallus, darüber Gott Vater mit den Erzengeln. Auf beiden Flügeln sind biblische Bilder: Maria Opferung, die Verkündigung und Geburt Jesu, die Flucht nach Ägypten. Alle Figürchen sind sauber geschnitzt und so lebhaft, daß man meint, sie laufen weg.

Einst stand dieses wertvolle Kunstwerk in der Kindelmannschen Klosterkirche zu Ottobeuren, welche nach 1711 abgebrochen wurde. Um diese Zeit mag Rummeltshausen den Altar bekommen haben. Ein gleich schönes Gegenstück, die Kreuzigung dar-

stellend, ist im Ottobeurer Museum verwahrt. Wie mag der große Künstler heißen? Es ist der berühmte Bildschnitzer Thomas Heidelberger von Memmingen, welcher im Auftrage des Abtes Kindelmann elf Jahre in Ottobeuren schnitzte. Deshalb finden wir am Altare das Ottobeurer Wappen mit den Zeichen F. C. K. und der Jahreszahl 1572. Das heißt: Frater Caspar Kindelmann, geschnitzt im Jahre 1572.

Kein Dorf unseres Landkreises besitzt einen schöneren Altar in seiner Kirche und nie wurde ein Dorf von seinem Kloster reicher beschenkt als die Rummeltshauser. Der St. Sebastiansaltar ist der Schatz von Rummeltshausen.

Doktor Johannes Eck

Auf der alten Poststraße Memmingen-Ungerhausen galoppiert ein seltsamer Reiter mit breitkrempigem Spitzhute. Über dem wallenden Mantel pendelt ein kleines Ledertäschchen. An den Absätzen der langen Schaftstiefel blitzen blanke Sporen. In Ungerhausen ruft der Reiter: „Wist Schimmel!" Wie der Sturmwind geht es dahin, quer über die Felder, daß die Schollen fliegen und ein Rummeltshauser Junge gerade noch rechtzeitig in die Haustüre schlüpfen kann. Gackernd stieben die Hühner in die Winkel. So reitet die Schnellpost!

Der Eilbrief gehörte dem Amtmann Michael Maier von Egg an der Günz. Hoher Besuch wurde darin angekündigt. Der Postreiter erhielt eine gute Vesper und sein Schimmel reichlich Haber. Die Hausfrau Anna Maierin war sehr aufgeregt. Gleich suchte sie die besten Linnen, Bestecke und Geschirre zusammen und in der Küche roch es tagelang wie vor der Kirchweih.

Der kleine Hannes, der sich Schnellpost und Küchengeruch nicht zusammenreimen konnte, sah seinen Vater fragend an, bis ihn jener auf seine Knie hob und sagte: „Hannes, dein Oheim Martin von Rottenburg kommt morgen zu Besuch. Er ist ein feiner, gebildeter Mann und Magister dazu." Darunter konnte sich aber Hannes nicht viel vorstellen. Deshalb rutschte er von Vaters Knie und holte sich in Mutters Küche eine gesalzene Weihe.

Der Oheim kam beritten, weil ihm die Reise mit der Postkutsche zu lange gedauert hätte. Da war großer Empfang im

blankgescheuerten Hause und unserem Hannes wurde ganz sonderbar zumute, da ihm der Oheim so lange in die Augen schaute. Beim Essen meinte der Gast, er hätte wenig Zeit und wolle nur einige Tage bleiben; der kleine Johannes aber könnte wohl mit ihm reiten. Da bekam die Mutter nasse Augen und sie wehrte sich: „Ihr wollt mir den Hannes nehmen? Er ist ja noch ein Kind; was soll er draußen in der bösen Welt?" Der Vater aber meinte: „Der Bub ist tüchtig; er lernt gerne und tut nichts lieber als lesen und schreiben. Die Bibel kann er auch schon auswendig. Also soll er ein Pfarrer werden!" So kam es, daß die Mutter Anna zum Abschied rüsten mußte für den kleinen Johannes. Schwere Tage waren das für Vater, Mutter und Kind.

Am Abschiedstage schrieb die Mutter Anna in den Kalender: „März 1495. Lieber Gott, segne und beschütze mein Kind!"

Tagelang ritt Magister Maier mit seinem kleinen Schützling durch viele Dörfer, Flecken und Städte gegen Rottenburg. Wie lästig waren doch die zahlreichen Schlagbäume, die Straßenzöllner und Torwächter! Immer wieder mußte der Oheim Geld umwechseln und seine Reisetasche durchsuchen lassen. Beide waren froh, als sie Rottenburg erreichten.

Einige Tage durfte der kleine Johannes noch herumtollen und seine neue Heimat kennenlernen. Dann aber nahm ihn sein Oheim in strenge Erziehung und Ausbildung. Eine lange Stundentafel hing an der Wand und es blieb nur wenig Zeit für kindliche Freuden. Wenn auch draußen die Sonne lockte, Johannes mußte im Zimmer sitzen, lesen, schreiben, rechnen und lateinisch lernen.

Nun war Johannes zwölf Jahre alt. Er konnte beinahe besser lateinisch als deutsch reden. Da sagte sein Oheim: „Morgen reiten wir nach Heidelberg. An der Universität der feinen Neckarstadt kannst du alle Wissenschaften lernen. Wenn du fleißig bist, wirst du ein tüchtiger Theologe werden." Der Heidelberger Rektor zuckte bei der Vorstellung mit der Achsel und meinte: „Das Büble ist fast noch zu jung; ob es an der Hochschule mitkommen wird?" Dann schrieb der Rektor in sein dickes Buch: „1499, Johannes Eck von Rottenburg am Neckar!"

Indessen hatte sich der Herr Rektor schön getäuscht! Johannes konnte besser lernen als alle anderen Studenten und er war bald der beste Schüler. Hervorragende Zeugnisse brachte er seinem Oheim. Der hatte seine helle Freude an dem Buben. Ja, ein Festtag war es für ihn, als es zwei Jahre später hieß: „An der Universität Heidelberg ist ein Vierzehnjähriger Ma-

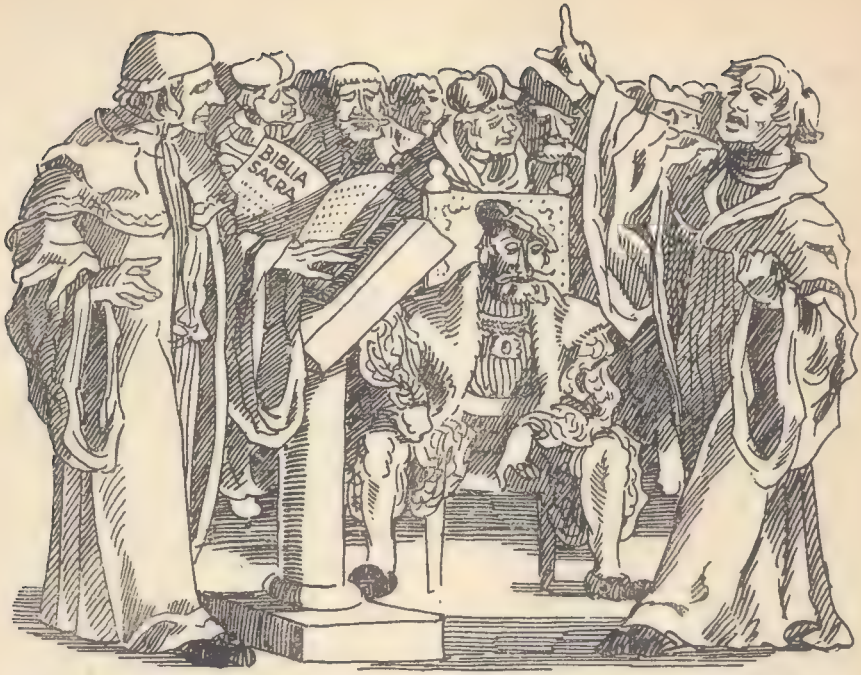
gister geworden; er heißt Johannes Eck." Mit vierzehn Jahren schon Magister! Seine Eltern, der Oheim und die Egger waren ordentlich stolz auf ihren tüchtigen Jungen.

Nun aber kamen die schlimmen Tage. Die Pest brach aus. „Helf Gott!" sagten die Leute! Der Oheim schickte die Schnellpost nach Heidelberg: „Lieber Johannes! Die Pest ist in Schwaben ausgebrochen. Verlasse sofort Deine Stadt und fahre mit der nächsten Post nach Köln!" Aber schon nach sieben Monaten hielt auch dort der schwarze Tod seinen Einzug. Viele Studenten flohen nach Freiburg im Breisgau. Auch Johannes war dabei. Vielleicht war es diesmal seinem Oheim nicht recht. Bald nach der Flucht erhielt Johannes einen Brief. Darin stand: „Von mir bekommst Du keinen Pfennig mehr zum Studium! Dein Oheim Martin." Johannes weinte. Ein Brief voll Jammer und Klage traf in Egg ein. Dann aber biß Johannes auf die Zähne und er dachte: „Ich muß noch fleißiger sein und das Geld zum Studieren selbst verdienen." Von jetzt an gab er täglich sechs Stunden Nachhilfeunterricht an weniger begabte Studenten. In der Nacht lernte er für sich. Er hungerte, darbte, lernte und hielt standhaft durch. Sein übergroßer Fleiß wurde reichlich belohnt. Im siebzehnten Lebensjahre wurde er Rektor und ein Jahr später zum Priester geweiht.

Nun hatte er keine Geldsorgen mehr. Viele Professoren wurden seine Freunde. Im Jahre 1510 verließ Johannes die Stadt Freiburg. Er zog nach Ingolstadt und wurde dort Professor. Dort war er ein angesehener Mann. Seine Schüler sagten zu ihm: „Herr Doktor" oder „Herr Professor."

In Egg war wieder großes Erwarten. Der Eilbote brachte die Nachricht, daß Dr. Johannes Eck (Egg) von Italien her nach Hause komme. Er kehrte heim, groß, stark und gelehrt. Welche Freude hatten seine Eltern! Aber es ward dem Doktor auch hier keine Ruhe gegönnt. Seine Ankunft hatte sich bald im Schwabenland herumgesprochen. Überall hieß es, daß Eck Deutschlands bester Prediger sei. Da schickten die Äbte von Ottobeuren, Memmingen und Buxheim ihre Boten nach Egg an der Günz und ließen den Dr. Johannes bitten, auch in ihren Klöstern zu predigen. Eck versprach's und hielt sein Wort. Hernach blieb er noch zwei Tage bei seinen Eltern. Dann reiste er mit der Postkutsche nach Ingolstadt.

Von nun an wurde er bald weltbekannt. Es kamen Einladungen von Wien, Augsburg, Köln, Zürich und vielen anderen Städten. Selbst Papst und Kaiser holten sich bei ihm Rat, be-



sonders in dem großen Glaubensstreit, der ausgebrochen war. Anno 1518 berief der Kaiser einen Reichstag nach Augsburg. Auch Eck wurde eingeladen und traf dort mit Martin Luther, dem Reformator, zusammen. Viele Briefe haben sich die beiden Gelehrten hernach geschrieben; aber in den Glaubenssachen wurden sie nicht einig. Später stritt Eck mit Luther in Leipzig. Der Kaiser, Herzöge, Fürsten, Bischöfe und Kardinäle hörten dem Streit der Gelehrten zu. Zehn Tage lang dauerte der öffentliche Wortstreit zwischen Eck und Luther. Luther war in der Sprache, Eck in den Wissenschaften überlegen. Im gleichen Jahre mußte Eck nach Rom zum Papste kommen. Dort gab man ihm die Bannbulle wider Martin Luther mit nach Deutschland. So wurde Dr. Johannes Eck zum Vater der Gegenreformation. Der große Glaubensstreit hatte später den schrecklichen Schwedenkrieg zur Folge.

Eck blieb bis zu seinem Lebensende (1543) ein fleißiger, weltberühmter und frommer Mann. Sein Heimatdorf Egg ließ, um ihn zu ehren, die Johannes Eck-Kapelle erbauen.

Im Schwelk- und Oftgünztal

Im Griestal

Die östliche Günz sprudelt bei Günzach in zwei Quellen aus dem Schoße der Erde. Kurz vor Obergünzburg fließen die klaren Wasser zusammen. Ein langes Stück begleitet die Günz die uralte Straße. Immer wieder schlüpft sie durch eine Brücke, windet sich durch saftige Wiesen, versteckt sich zeitweise im Walde, um dann wieder an die Straße heranzukommen. Sehr eilig haben es die Wasser, denn das Gefälle ist stark. Beim Eintritt in unseren Landkreis Memmingen zieht die Günz eine Schleife, daß man meint, sie wolle wieder zurückfließen. Ein harter Stein zwingt sie dazu. Die Wasser finden aber doch einen Weg zu uns und eilen dem Steiner Wald entlang. Jetzt teilt sich der Bach in zwei Arme. Dazwischen liegen die Lusmähder. Bei Letten vereinigen sich die Wasser wieder und rinnen weiter zum Rohrhof.

Wir lassen nun die Günz allein und gehen über den Galgenberg, am alten Scharfrichterhaus vorbei gegen Stein. Gleich empfängt uns der Hochwald. Vom Tale herauf klapperte einst die Griesmühle: „Bäuerlein tick, tick, tack, bring den großen Habersack!" Hier beginnt unser herrliches Griestal mit unzählbaren alpinen Blumen. Stahlblau leuchtet am Hügel der wilde Enzian. Unter dem Schlehdorn locken gelbe Alpenschlüssel-

blumen und Akeleyen. Näher am Wasser wuchern die Kuckucksnelken. Drüben bei der Tuffgrube blühen gelbe, weiße und gefleckte Taubnesseln. Überall sind Wasserrinnen, Buschwerk und Holunder. Wie in einem richtigen Gebirgstale sieht es aus.

Unser Weg führt nach Stein. Du siehst einen Bauernhof mit ottobeurischem Wappen über der Türe, eine Kapelle mit lebensgroßem Christus (Jahr 1551), ferner Wälle, Gräben, einen Brandplatz mit einem Inschriftstein. Wir lesen, daß hier die Burg Stein stand. Der „Goldene Ritter Wolfsattel" hauste darin. Im Jahre 1815 verbrannte das Schloß samt dem geheimnisvollen Schloßgeiste, der im oberen Saale für begangenes Unrecht umgehen mußte. Schauen wir von diesem Schloßplatze nach Norden, denken wir wohl, daß sich die Ritter hier einen feinen Bauplatz ausgesucht hatten. Das ganze Günztal können wir überblicken. Dorf reiht sich an Dorf und die roten Dächer leuchten wie Blumen aus dem weiten Wiesenteppich, durch den die Günz sich windet.

In dieses stille Tal wollen wir jetzt hinuntersteigen. Das Griesbächlein sieh erst an! Wie das hinunterpurzelt über Stock und Stein, mitten durch tausend goldgelbe Ringelblumen und himmelblaue Vergißmeinnicht! Und Kräfte hat das Wässerchen, mehr als wir uns zu denken getrauen. Es hilft Räder und Turbinen treiben. Es erfrischt die Fischweiher, es erwärmt die Behälter der Fischzuchtanstalt und liefert klares Wasser zum Kochen und Waschen.

Wie putzig da die kleinen Häuschen um den Schloßberg sich gruppieren! Jedes hat seinen eigenen Namen. Da heißt eines beim Ziegelweber, beim Lumper, beim Schwarzweber, beim Schneider, beim Ölschläger oder beim Lenzen. Ist das nicht lustig? Sagt es nicht, daß in diesem Tale sich fleißige Hände regen? - Unten am Rohrhof begegnen wir wieder der Günz und der Hauptstraße. Nach einer halben Stunde erreichen wir das Dorf Engetried mit dem schmucken Bauernkirchlein. Kunstvoll gemeißelte Grabplatten der Ritter und Schenken von Stein und Schönau halten im Gotteshaus die Totenwache. Mehrere eiserne Grabkreuze im Friedhof beweisen die Kunst der Dorfschmiede. Hinter der Kirche hat sich der Müller seinen Platz gesucht, um die Wasserkraft auszunützen. Weiter nördlich ließ sich der Hammerschmied nieder. Die Günzwasser müssen sich gewaltig anstrengen, um das schwere Wasserrad zu treiben. Hier galt es einst den 190 Pfund schweren Eisenhammer zu heben, der auf einen dreimal so schweren Amboß schlug. Wie da die Funker

stoben! Wie das dröhnte, polterte und rumpelte! Seit hundert Jahren ist es hier stille geworden.

Das Griesbächlein aber purzelt immer noch, viel kleine Kalksteinchen mit sich schleppend, durch unser schönes Heimattal. Wer einmal im Griestal war, der kehrt gerne dorthin zurück.

Der Geist im Schloß Stein

In das Schloß Stein kam einst ein Taglöhner und suchte Arbeit. Als er abends in der Gesindestube saß, erzählten ihm die Knechte, daß es im oberen Saale des Schlosses spuke. Der Taglöhner, der außergewöhnlich stark war, fing an zu lachen, progelte und sagte: „Ich weiß nicht, was Furcht ist. An Hexen glaube ich nicht." Also wurde beschlossen, daß er eine Nacht im Geistersaale bleibe. Der Taglöhner ging in den Saal, stieg in das Bett und schlief bis Mitternacht.

Die Schloßuhr schlug die Geisterstunde. Leise öffnete ein dunkler Schatten die Türe. Der Taglöhner erwachte und sah den riesenhaften Geist im langen Faltenmantel und der Schreibfeder hinter dem Ohre zum Tische gehen. Jetzt schritt er zum Fenster und, o Schreck, von dort zu seinem Bette. Der Taglöhner hörte das Herz im Halse klopfen und wollte aus Leibeskräften schreien. Aber er konnte es nicht. Lange sah ihm der Schloßgeist in die Augen und verließ endlich traurig und mit schleppendem Gange den Geistersaal.

Die Engetrieder sagen, der Schloßgeist wäre ein Kanzleischreiber gewesen. Er müsse wegen Urkundenfälschung im Schlosse solange umgehen, bis ihn ein Furchtloser vom Banne erlöse. - Da der Taglöhner trotz seiner Sprüche das Fürchten lernte, mußte der Geist umgehen, bis das Schloß Stein verbrannte.

(Nach der Sage)

Die Kapelle Maria Schnee

In das Dorf am „rothen Bache" kam zur Schwedenzeit der schwarze Tod. Damit niemand mehr ein- und ausgehe, setzten die Röthebacher (Rettenbacher) ein Pestkreuz vor den Ort. Her-

nach verschlossen sie ihre Häuser und mieden sich gegenseitig. Schrecklich hauste die Pest und viele starben eines qualvollen Todes. Über mancher Haustür hing in diesen Jammertagen das schwarze Pestkreuz. Niemand durfte solche Häuser betreten. Wer sich noch auf die Gasse wagte, ging eiligen Schrittes zur Jakobskirche und betete: „Hilf Gott! Und erlöse uns von dem Übel." Der Bauer Johannes Herz versprach der Gottesmutter eine neue Kapelle errichten zu lassen, wenn die Pest vom Dorfe hinweggenommen würde. Es kamen noch viel Jammer und Drangsale über die Rettenbacher. Erst im Jahre 1645 erhielt Johannes Herz vom Ortsherrn Leopold Fugger die Erlaubnis zum Kapellenbau.

Nun sammelte Herz in Rettenbach und in den Nachbardörfern Geld und Baumaterial. Neun Jahre später stand an der Stelle des schwarzen Pestkreuzes das neue Kirchlein mit Chor, Langhaus und Glockenturm fertig da. Zahlreich wallfahrtete das Volk nach Rettenbach in die Kapelle, die nach dem Altarbilde Maria-Schnee-Kapelle genannt wurde. Der Stifter Johannes Herz zog in das Mesnerstübchen, welches dem Kirchlein angebaut wurde. Bis zu seinem Tode im Jahre 1663 versah er den Mesnerdienst.

Nach ihm bewohnten Eremiten das Stübchen. Die Zahl der frommen Pilger nahm von Jahr zu Jahr zu. Bald war die Kapelle zu klein geworden. So beschlossen die Rettenbacher und ihr Ortsherr eine größere Wallfahrtskirche zu errichten. Die Bauern der Umgebung leisteten Frondienste. Reichlich flossen die Opfergaben des frommen Volkes. Am 12. Mai 1710 war das Fest der feierlichen Einweihung der neuen Kapelle Maria Schnee zu Rettenbach.

Zu allen Zeiten haben die Menschen ein Kreuz zu tragen. Viele, viele Mütter sind schon nach Rettenbach gepilgert, um bei Maria Schnee Trost und Hilfe zu finden. „Wenn die Not am größten ist, ist Gottes Hilfe am nächsten!"

Rettenbacher Hausinschrift

Im Jahre 1866 wurde Georg Sauter hier geboren.
Durch Arbeit und Fleiß zum Professor erkoren.
Durch seine malerische Kunst in aller Welt bekannt,
Gab er 1937 in Brannenburg seine Seele in Gottes Hand.
(Haus Nr. 14)

Der Feuerwagen von Rettenbach

Mitten im Markte Rettenbach, an der Straßenkreuzung, steht das ehemalige Fuggerschlößchen. Einst war es umgeben von einer hohen Mauer. An jeder Ecke stand ein rundes Türmchen.

Die Rettenbacher erzählen, daß in alter Zeit des öfteren ein feuriger Wagen aus dem Schloßhofe nach Gottenau fuhr. Das rollte, stampfte, schnaubte und knallte um Mitternacht dermaßen, daß es im ganzen Orte vernehmlich war und die Leute erschreckt aus dem Schlafe fuhren. Niemand wagte sich zu dieser Stunde auf die Gasse und alle waren froh, wenn der nächtliche Spuk durch die Gassen gerast war. Dann vernahm man noch kurze Zeit von Ferne das Peitschengeknall des geisterhaften Rosselenkers, der seine Pferde zu immer größerer Eile antrieb. Hernach blieb es wieder mehrere Monate stille.

Einmal erzählten die Rettenbacher Burschen einem Gottenauer Knecht die Geschichte vom Feuerwagen. Der Knecht aber lachte darüber und schenkte ihnen keinen Glauben. „Den Wagen will ich sehen", sagte er. Obwohl ihn die Rettenbacher warnten, bestieg der Knecht zur „Seelenzeit" einen Baum an der Landstraße, um auf den Feuerwagen zu warten. Am anderen Tage fand man den Neugierigen tot unter dem Baume liegen. Also mußte der Knecht seinen Mut mit dem Leben bezahlen und die Rettenbacher fürchteten den Feuerwagen noch mehr als zuvor. (Sage)

Leonhardiritt in Gottenau

Sieben lange Jahre sind vergangen, seit in Gottenau zum letzten Male die stolzen Reiter mit den schmucken Rössern und den bekränzten Wagen zu Ehren des hl. Leonhard ausrückten. Die Kinder kennen dieses frohe Fest nur noch vom Hörensagen. Und welche Bewandtnis hat es dann mit diesem eigenartig schönen Brauch?

In alten Zeiten herrschte in Gottenau die Rinderpest. Die Bauern wollten schier verzweifeln. Kein Mittel und kein Mittel-

chen ward gefunden um der Seuche Einhalt zu gebieten. Da erinnerten sich die Bauern des hl. Leonhard: „Er isch doch dr Schutzheilig für all aiser Vieh." Sie legten eine Stange quer über die Straße. Das erste noch nicht erkrankte Tier, das diese Stange berührte, wollten sie dem Schutzheiligen opfern. Von dem Tage an erlosch die verheerende Seuche. Zum Dank dafür begehen die Gottenauer alljährlich am 6. November den Leonhardiritt.

Heuer sind es gerade 700 Jahre her seit dem Wundergeschehnis. Schon Tage zuvor sah man abseits in den Wiesen die Gottenauer beim Pferdezureiten. Mancher wusch heimlich die vom schnellen Sturze beschmutzte Hose wieder rein oder versuchte trotz des geprellten Fußes gerade zu gehen. Der Karl liegt die Nacht vor dem Feste wach im Bett und sieht sich in Gedanken schon vor aller Welt vom Pferde taumeln. Deshalb pflegt er am Festagmorgen seinen vierfüßigen Kameraden mit soviel Sorgfalt wie sonst nie.

Nach dem Festessen werden die Pferde gesattelt, die geschmückten Wagen eingespannt und fort geht es zur Leonhardikapelle. Wie nobel und feierlich heute alles aussieht! „Kennscht aisern Rappe no?" schreit's Michele. „Was moinscht, wie den der Karl heut bischtet und gschrieglet haut. Lueg no, wie sei Fell schö glänzt!" In saubere, steife Zöpfchen haben dann die Föhlen die Pferdeschwänze und Mähnen geflochten und auch die bunten Bänder eingeknüpft, die jetzt so lustig im Herbstwind flattern. Überall ist Tannengrün und Buntpapierblumen. Sieh nur, dort trägt ein Rappe eine Krone aus Tannenzweigen.

Jetzt tritt die gläubige Gemeinde aus der Kapelle. Der Pfarrer in weitem, prächtig gesticktem Rauchmantel besteigt sein Tier und segnet Roß und Reiter. Die Blechmusik spielt. Langsam setzt sich der Zug in Bewegung. Voran reiten die Ministranten mit Kreuz und Fahne. Ihnen folgt der Mädchenwagen mit den weißgekleideten Gottenauer Föhlen. Das ist ihr Tag. Sie sitzen und schauen stolz auf die Zuschauer und diese auf sie. Dem Wagen folgen einzelne Reiter zu ihrem Schutze, dahinter die Kutsche mit der hohen Geistlichkeit und Kirchenverwaltung. Dann die Musikkapelle. Der Bubenwagen rollt daher. Die Insassen sind bewaffnet mit Ruten, um etwaigen Eindringlingen den Weg zu versperren. Den Schluß bildet eine stattliche Anzahl Reiter. Heuer waren es über eineinhalbhundert.

Da stehen die Zuschauer an der Straße und können sich nicht sattsehen an den prächtigen Rössern mit den welligen Mähnen

und geknoteten Schweifen und den ernstblickenden Reitern, an den Wagen und den Musikanten. Sie können nicht stehen bleiben, sie rennen mit, jubeln und schreien. Der Umzug zieht von Gottenau über Lannenberg nach Markt Rettenbach und wieder zurück nach Gottenau. Wie ernst und feierlich die schweren Gäule schreiten. Aber was ist das? Plötzlich bricht die ganze Schar los und dann gehts in schnellstem Galopp zur Kapelle. Jeder möchte der erste sein. Der Sieger in diesem Ritt wurde noch wochenlang gefeiert.

(Friedrich Kleber)

Die Frechen von Rieden

Vom Dorfe Rieden an der Schwelk trabten drei Ritter gegen Ottobeuren. Schwarz war ihre Rüstung. Im Günztale läutete die Totenglocke. Die hochedle Frau Adelheid von Sontheim ist im Ottobeurer Frauenkloster gestorben. Im August des Jahres 1141 wurde sie zu Grabe getragen. Egilolf, Ulrich und Heinrich von Rieden, die edlen Ritter, schritten als Blutsverwandte hinter dem Sarge. Im „Paradeys", dem Konventfriedhof des Klosters, sangen die Mönche die Totenpsalmen. Viel Volk aus nah und fern war zur Trauerfeier gekommen. Abt Isingrim sang die Totenmesse.

Hernach begaben sich Ritter und Konvent in das Ritterhaus zum herkömmlichen Leichenmahle, bei dem vor und nach dem Essen für die Verstorbene gebetet wurde. Nach den Zeremonien verlas der Kanzleischreiber des Abtes das Testament der adeligen Frau von Sontheim. Darauf hatten die drei Ritter von Rieden sehnsüchtig gewartet und sich große Hoffnungen gemacht; denn Adelheid besaß außer dem Dorfe Sontheim noch viele Güter. Aber sie wurden bitter enttäuscht. Haupterbe war das Kloster Ottobeuren. Fast ganz Sontheim und viele Einzelhöfe kamen in seinen Besitz. Darüber erzürnten die drei Ritter so sehr, daß sie dem Abte den Fehdehandschuh vor die Füße warfen und drohend aus dem Saale liefen.

„Das bedeutet Krieg! Wir müssen unseren Schutzvogt davon verständigen!" sprach betrübt der friedliebende Abt zu seinen Mönchen. Bald darauf führten die Ritter einen Kleinkrieg gegen Ottobeuren, um die Erbschaft dem Gotteshause mit Gewalt weg-

zunehmen. So überfielen sie die Sontheimer, schleppten folgsame Bauern in das Gefängnis, trieben ihr Vieh weg und plünderten die Zehntscheunen des Klosters. Bitter klagten die Bauern über das wilde Treiben der Rieder und ihrer Gesellen beim Prälaten. Nun beauftragte Isingrim seinen Klostervogt, mit Waffengewalt gegen die Friedbrecher vorzugehen. Vor dem Dorfe Sontheim trafen sich die Gegner. Hart und kurz war der Kampf. Die Vögtischen mußten vor dem ungestümen Egilolf von Rieden fliehen. In der Kirche zu Sontheim suchten sie Schutz. Doch Egilolf drang mit bloßem Schwerte ein und erstach einen Knecht des Vogtes vor dem Altare des hl. Martinus. Entsetzt über solche Bluttat im geweihten Gotteshause schrie der Vogt: „Wehe Egilolf! Du hast das Gesetz des Kaisers übertreten und das Asylrecht der Kirche gebrochen. Der Fluch Gottes und der Fluch des Kaisers wird über dich kommen!"

Egilolf fiel das Schwert aus den Händen. Knieend bat er den Vogt um Verzeihung und Buße und gab sich gefangen. Bald darnach trat er als Mönch in das Kloster ein. Sein Bruder Ulrich von Rieden gab zur Sühne sein Dorf Rieden dem Reichsgotteshaus und wurde des Prälaten Vasall. Die Bauern aber nannten ihn und seine Nachkommen seit dieser Bluttat den Frechen von Rieden. Noch im Jahre 1538 saß aus diesem Adelsgeschlechte „Pantelon Frech" im Sedelhofe zu Rieden als Untertan des Klosters Ottobeuren. Die Sontheimer aber nannten ihr Nachbardorf an der Schwelk nunmehr Frechen-Rieden.

Der Saliter von Sontheim

Es regnet. Der Betzenwirt von Rettenbach weiß nicht recht was er anfangen soll und sieht zum Fenster hinaus. Plötzlich fährt er zurück, als hätte ihn das Mäusle gebissen. Gleich aber preßt er seine Nase abermals an das Fensterglas und schaut angestrengt über den Marktplatz. Jetzt weiß er es gewiß. „Weib, der Saliter!" schreit er laut auf. Er schreit es in den Gang, in die Küche und in die Kammern, lamentiert und schimpft wie ein Rohrspatz, daß das Hausgesinde erschrocken zusammenläuft und alles in Aufruhr kommt. Selbst die gutmütige Wirtin schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen und jammert: „O du lieb's Herrgöttle, der geht mir gerade noch ab!"

Inzwischen stapfen durch den Regen klitschnaß drei Salitergesellen. Sie ziehen einen schweren Handwagen, beladen mit Fässern, Schaufeln, Spitzhacken und Wannen den Kirchberg herauf, geradewegs in den geräumigen Hof der Betzenwirtschaft. Fast gleichzeitig mit dem Wirte trifft auch der königlich-bayerische Salpetersieder Josef Schütz aus Sontheim unter der Haustüre ein. Sich kaum um das grobe Geschimpfe und Gepolter des Hauswirtes kümmernd - er ist solches gewohnt - nimmt Schütz seinen Ausweis aus der Tasche und hält ihn dem Betzenwirt unter die Nase. Dem flimmert es vor den Augen: Königlicher Salpetersieder - Widerstand ist strafbar - Gefängnis. „Die Stube kommt daran", sagt der Saliter ganz ruhig und winkt seinen Gesellen.

Der Wirt verschwindet und verschluckt mit Bier und Schnaps den Ärger. Die Wirtin flennt in der Küche. Der große Stubenhund knurrt, nimmt aber Reißaus wegen der Spitzhacken und des Gepolters, das die Saliterknechte in der Stube verursachen. Wie das splittert, ächzt und kracht! Die Gesellen haben Übung im Herausreißen der Stubenböden. Alsbald schaufeln sie emsig die salpeterhaltige Erde des Stubenbodens in Wannen und füllen damit die mitgebrachten Fässer. Ein sonderbarer diefiger Geruch durchzieht das ganze Haus. Dem Betzenwirt läuft, wie man sagt, die Laus über die Leber, so oft er eine Nase voll des Erdgeruches einzieht. Nach kurzer Zeit ist alles vorüber. Wirt und Wirtin schlucken den Ärger hinunter und der Nachbar macht ihm eben Luft, als sich der Saliter auch bei ihm unverhofft anmeldet.

Gegen Abend fährt der vielgeschmähte königliche Saliter mit seinen Knechten und seiner Salpetererde zurück nach Sontheim. Die vollen Fässer werden in die Salpeterhütte gerollt und mit Wasser übergossen. Die nächsten Tage und Wochen beglücken sie andere Dörfer und Weiler. Bis Engetried, Linden, Eheim, Hofs, Ottobeuren und Attenhausen erstreckt sich der kgl. Saliterdistrikt zu Sontheim.

Die Saliterhütte steht nahe der Günz. Das hat schon seinen Grund. Vierhundert Maß Wasser faßt ein großer Kupferkessel, deren mehrere in der Hütte am eisernen Haken hängen. Wenn alle Fässer voll Salitererde sind, wird gesotten. Dann schöpfen die Gesellen die Faßschlempe in die Kessel und schleppen Wasser und Säcke mit Natron und Pottasche herbei. Wenn so alles in Ordnung und der „Sud" vorbereitet ist, wird ein Höllenfeuer unter die Kessel gelegt und solange geschürt, bis alles

Wasser verdampft ist. Im Kessel bleibt dann ein dunkler Rückstand. Er besteht aus Salpeter und schädlichem Viehsalz. Der Salpeter wird getrocknet, gemahlen, in Säcke gefüllt und dann an das kgl. Zeughaus in Ingolstadt geliefert.

Der Saliter Schütz mußte auf Befehl des Zeughausmeisters ein Lieferungsbuch führen. Das Büchlein erzählt uns, daß Schütz im Jahre 1867 über 6066 Pfund Salpeter bereitete und über hundert Zentner Salz verkaufte. Einhundertsiebenundachzigmal hatte er gesotten und dabei 1566 Pfund Natron, 2326 Pfund Pottasche und über 30 Klafter Holz verbraucht.

Bis zum Jahre 1868 rauchte in Sontheim die Saliterhütte. Dann sagte der Zeughausmeister in Ingolstadt: „Ich kaufe dir keinen Salpeter mehr ab. Meine Lager sind voll dieses gefährlichen Pulvers." - Schütz machte nun Salz, bis auch die Herstellung desselben ihm streng verboten wurde. Nun verarmte der Mann. Auch sein Bittgang zum König war vergebens.

So büßte ein königlicher Diener seine treuen Dienste mit bitterer Armut. Die Saliterei in Sontheim nahm ein unrühmliches Ende, wie hernach manche Kriege, die mit diesem Salpeterpulver geführt wurden. Untreue schlägt den eigenen Herrn!

Ein Erkheimer Brief aus der Schwedenzeit

Nachdem die Schweden im Jahre 1635 das Ostgünztal verlassen hatten, schrieb eine Frau aus Obererkheim ihrem Bekannten: „In Erkheim ist es leider übel ergangen; denn die Schweden und Kaiserlichen haben das Dorf arg verderbt. Wer noch mit dem Leben davongekommen ist, starb bald darauf an der Pest oder aus Hunger. Gott tröste ihre Seelen! Aber ich sorge, es werden wenige gen Himmel gefahren sein. Junker Sailer, seine Frau und ihre zwei Kinder sind samt dem Amtsschreiber vor Hunger gestorben. Von den 230 Einwohnern sind nur noch zwölf am Leben. Die Ackerflächen liegen bis auf 32 Jauchert öde und die Erdbeeren wachsen büschelweise auf den Feldern. Schrecklicher haben Pest, Hunger und Krieg in keinem Dorfe gehaust."

Viele Jahrzehnte mußten vergehen, ehe wieder Leben und Freude in die Häuser von Erkheim kam. Auch in späteren

Jahren ist die arbeitsame Bevölkerung immer wieder durch Kriege in ihrem Schaffen gestört und behindert worden. Das macht die Lage des Dorfes an der alten Heeres- und Handelsstraße, die von Memmingen nach Mindelheim zieht. Auf dieser Straße marschierten einst die Heerscharen und Erkheim mußte Quartier geben, Lebensmittel liefern, Pferde füttern und kostenlos Spanndienste leisten. Schrecklich ist der Krieg!

Wenn die Erkheimer trotz aller Nöte heute ein sauberes, großes Dorf besitzen, so ist das der Lohn ihres unermüdlichen Schwabenfleißes.

Daxberg oder Tagsberg?

Wenn man von Erkheim nach Norden wandert, sieht man auf fernem Hügel einen Turm. Er gehört zu dem schmucken Barockkirchlein des Bergdorfes Daxberg. Hat der Ort nicht einen seltsamen Namen? Am Ende meinst du gar, es könnte nirgends mehr Dachse geben als auf diesem Berge. Aber so ist es nicht. Das erste Haus auf dem Hügel hieß wohl Tagobertshaus nach seinem Besitzer; und den Berg nannte man den Tagobertberg. Sprich einmal dieses schwere Wort mehrmals schnell nach, was dabei herauskommt!

Möchtest du jetzt nicht auch lieber Tagoberg oder Tagsberg sagen?

Jener Tagobert mag ein Ritter gewesen sein. Heute noch weiß man die Burgstellen von Ober- und Unterdachsberg. Am besten erkundigen wir uns beim Schloßbauern in Daxberg. Er zeigt uns Reste einer alten Schloßmauer, unterirdische Gänge, die bis Frickenhausen und zur Moosmühle geführt haben sollen. Er zeigt uns Pfeilspitzen, Gräber aus der Keltenzeit und sehenswerte Kiesgruben mit Humusschichten zwischen dem Schotter. Herrlich ist der Ausblick ins Gebirge und viel Freude bereitet uns die Pflanzenwelt.

Daxberg gehört zu den schönsten Bergdörfern unseres Landkreises Memmingen. Ein Ausflug dorthin lohnt sich. Der Ritter Tagobert hatte sich ein feines Plätzchen für seine Burg auf dem Tagsberg ausgesucht.

Das Frickenhauser Zehntbüchlein

Nach altem Brauch und Herkommen reichten die 5 Bauern und Söldner zu Frickenhausen ihrem Pfarrer den zehnten Teil ihrer Ernte. Da bekam der Pfarrer jeden Herbst den Zehnten vom Roggen, Hafer, Gerste, Dinkel, von Kraut, Flachs, Obst und Fleisch. Damit aber die Abgaben nicht doppelt von den Bauern gefordert werden, führte Pfarrer Prumer ein Zehntbüchlein. Auf das erste Blatt des Buches schrieb er mit dem Gänsekiel:

„Wer unverschämt ist zu den Armen,
Dem wird es wahrlich übel barmen!
Dem Armen man nit nehmen soll,
Sondern gib ihm, so geht's Dir wohl!"

Der Dankelsrieder Sauerbrunnen

„Brrr! Junge, wo liegt Dankelsried?" frägt der Kutscher vom Bock herunter. Das so angerufene Erkheimer Büble sperrt erst Mund und Augen auf wegen der vornehmen Kutsche, weist aber dann nach Osten und sagt schüchtern: „Hinter dem Hügel." Der Fuhrmann dankt und schnalzt mit der Zunge. Die schlanken Pferde traben weiter, hügelan nach „Dankolfsried". Im Weiler biegt das Gefährt scharf links ab. Wunderschön ist die Fahrt durch das schmale Bachtal. Nach fünfhundert Metern fährt die Kutsche in den Hofraum des neuen Bräuhauses.

„Brrr!" Die Pferde stehen. Der Kutscher klettert vom Bock und eilt an die Wagentüre. Sich tief verbeugend, öffnet er. Zwei geschminkte Damen in weitgebauschten Seidenröcken und ein beleibter Herr mit weißgepuderter Zopfperücke steigen aus. Der Wirt eilt herbei. Umständlich knicksend, immer wieder „Habe die Ehre, meine Herrschaften!" rufend, grüßt er den Patrizier und die Damen. Hernach führt er seine Gäste in sein bestes Zimmer und lobt seine Betten, seinen Wein und sein wohlfeiles Mittagessen.

An der Wand entdeckt der reiche Handelsherr ein Plakat mit großer Aufschrift. Laut liest er es den Damen vor:

Dankelsrieder Sauerbrunnen
seit 1736 Mineralquelle und Heilbad der freien Reichsstadt Memmingen. 1767 von allen Nebenwassern befreit, vom Stadtphysikus untersucht und wegen seines Alaun- und Tonerdegehaltes allen als Gesundbrunnen empfohlen.

Nach schmackhaftem Imbiß verlassen die Herrschaften den Speiseraum, um den Sauerbrunnen aufzusuchen. Mitten im Walde liegt das Dankelsrieder Bad. Weiß, rot, blau, gelb leuchten die Seidenkleider vornehmer Damen. In seichten Weiherstellen planschen verwöhnte Adelskinder. Geschminkte Frauen treten vorsichtig bis zum Fußknöchel in das Wasser. Reiche Patrizier trinken aus silbernen Bechern saures Mineralwasser oder roten Wein. Kellner rennen von der Badehütte, in der die Gäste ruhen, zur Wirtschaft, um die zahlreichen Wünsche der Herrschaften zu befriedigen. Am Waldesrand singt ein Fräulein Lieder zur Laute. Junges Volk hat sich bei ihr niedergelassen. Hundert Meter entfernt steht die Badehütte des Reichsgotteshauses Ottobeuren. Auch dort siehst du weder Sprungbrett noch Rutschbahn. Die Gäste winken und rufen sich zu. Aber sie können nicht zusammenkommen; denn auf der Grenze wachen ottobeurische und Memminger Zöllner.

Im Wirtshaus werkeln der Koch, der Kuchenbäcker und die Metzger. Kutsche um Kutsche fährt ein oder aus. Der Stallknecht hat kaum Zeit die Trinkgelder zu zählen. Des Wirtes Kasse füllt sich mit Gulden, Louisdors und Theresienthalern.

Wenn dann Schnee und Frost allem Frohsinn im Wildbade zu Dankelsried ein Ende bereiten, wird es stille im Bachtale. An den Badehütten kleben große Plakate: Sauerbrunnen bis März geschlossen!

*

Vor zweihundert Jahren machten folgende Wildbäder in unserem Landkreis große Reklame: Das Bad Clevers bei Grönenbach, das Dickenreiser Bad, das Memminger Steinbogenbad, das Berger- oder Galgenbad bei Memmingerberg, das Aspen- oder Mayenbad zu Steinheim, das Buschelbad bei Ottobeuren, die Stahlquelle zu Dankelsried, das Dachsberger-Bad. Moderne Sportbäder sind in Memmingen, Ottobeuren, Buxheim und Grönenbach (Clevers).

Holla, holla Klopferstag!

An einem Donnerstag im Advent stapfte ich mit meinem Bruder durch den tiefen Schnee. Wir gingen zum Engelamt. Es war noch ziemlich dunkel. Die auswärtigen Kirchgänger schwenkten ihre Sturmlaternen. Wie Irrlichter sah das aus. Im Kirchenvorzeichen kamen viele Menschen zusammen. Dort begann ein Schnaufen und Pusten, ein Klopfen und Stampfen. Der Neuschnee stäubte von Mänteln und Mützen. Schneestollen lösten sich von den Absätzen und rutschten durch den Lattenrost.

Schnell füllte sich die Kirche. Dutzende Wachsstocklichter flammten auf von den Kinderstühlen bis zur Altmännerbank. Aus der Sakristei zogen dichte Weihrauchwolken. Dann brauste die Orgel auf und alles sang „Tauet Himmel, den Gerechten". Nach dem Segen klappte ich das Singbuch zu und steckte es in die rechte Tasche; meinen roten Wachsstock verstaute ich in der linken. Dabei zog meine Hand den Holzhammer, zu dem wir Klopfer sagten, mit heraus und schluc den Wachsstock des Nebenmannes zur Weihe. Mein Bruder sah mich ganz grimmig an. Der Frieder flennte und wollte es hernach dem Lehrer sagen. „Verräter!" dachte ich und mein Klopfer verschwand in der Hosentasche. Endlich zog der Kirchenpfleger, der immer in der letzten Bank kniete, die Mauerglocke. Fast so schnell wie am Palmsonntag waren wir Buben draußen vor der Friedhofmauer.

Dort war das Treffen aller großen und kleinen Klopfer. Die selbstgebastelten Holzhammer wurden besichtigt, ausgetauscht und verhandelt. Der Anführer sagte: „Die Mädchen klopfen in der Schmalzhalde, die Buben vom Zehntstadel bis zur Badstube."

Mit „Holla, holla Klopferstag!" stoben wir auseinander. Eine ganze Rotte stürmte zum Kirchbauern. Zwei, drei, vier Buben traf es auf einen Fensterladen und jeder wollte der Erste sein beim Draufschlagen. Wir klopften mit aller Bubenkraft, erst durcheinander, dann schön im Takt zum Klopferspruch:

„Holla, holla Klopfersta!
Gent Nusse oder Zelte,
Sankt Peter wird's vergelte!
Sankt Peter isch a hoiliger Ma,
Der alle Ding vergelte ka!
Holla, holla Klopfersta!"

In der Stube schrie der Kirchbauer: „Ihr schlaget mir ja alle Läde zemet!" Seine Bäuerin aber rannte zur Haustüre. Sie wußte, daß das Klopfen immer heftiger werden würde. „Kommt's her!" rief sie und hielt uns Buben eine Schürze voll Klausenäpfel hin. Ich biß in meinen Klopferstiel und langte mit beiden Händen nach den roten Äpfeln. Fünf Stück wanderten in meine Hosentaschen. Der Frieder hatte nichts erwischt. Ich grinste ihn an. Seine Augen funkelten vor Zorn und er schrie nicht mit uns „Vergelt's Gott, Kirchbäuerin!" Mein Bruder rannte als erster weg. Schon hatte der Kreuzwirt den Spektakel auf den Läden:

„Klopf, klopf Hämmerle!
Der Zelte isch im Kämmerle,

'S Messer leit danebe,
Ihr sollt mir ebbes gebe.
Äpfel raus, Biere raus
Oder i gang in a anders Haus!"

Der Wirt kam mit Kupferpfennigen und Wurstzipfeln. „Den Großen das Geld, den Kleinen die Wurst!" rief er uns zu. Aber umgekehrt ist es gekommen. Ich erwischte einen Zipfel und einen Zweier. Der Frieder flennte, der Wirt lachte. Wir schrieen unser „Vergelt's Gott!" und zogen weiter.

„Knöpfle, Knöpfle, Knopf!
Dr Ma der haut an Kropf,
'S Weib, dös haut gar zwea,
Drum hautse eis nix gea!"

lärmten eben die Mädchen in der Schmalzhalde. So hieß das Trutzliedchen, das die Kinder für geizige Bauersleute gröhlten. Wir Buben sangen es an diesem Klopferstag zweimal, die Mädchen viermal. Als es Zeit in die Schule wurde, lachte ich den Frieder freundlich an und schenkte ihm einen Pfennig für den im Rorate zerquetschten Wachsstock. - Nachmittags gingen die Kleinen zum Klopfen. Sie kamen meistens viel besser weg als die kecken Schulbuben. Ihr Sprüchle hieß:

„Holla, holla, 's klopfet raus
Oder 's Christkind bringt a Ruet ins Haus!"
oder:
„I komm zum Klopfe und sag es a',
Daß 's Christkind bald kumme ka!"

Unser Bezirksamt

I.

Am Sonntag stellt sich der Bürgermeister vor den Kircheneingang oder unter die Dorflinde und verliest den versammelten Bauern die neuen Verordnungen aus dem „Amtsblatt". Diese Zeitung läßt der Landrat in Memmingen drucken. Sein großes Haus steht bei der Martinskirche und heißt Bezirksamts- oder Landratsgebäude. Viele Männer helfen dem Landrat bei der Arbeit. Wie von der Gemeindekanzlei aus die Gemeinde, so wird vom Landratsgebäude das ganze Bezirksamt verwaltet. Zum Verwaltungsbezirk gehören die Stadt Memmingen, 4 Marktflecken, 55 Dörfer, 300 Weiler und Einöden. Vor 60 Jahren zählte man 37 100 Einwohner; davon waren 25 000 Katholiken, 11 000 Protestanten und 260 Israeliten. Auf unserem Bezirkskärtchen messen wir 32 km in der Länge und 26 km in der Breite. 580 qkm mißt die ganze Fläche unseres Bezirksamtes.

Innerhalb der roten Grenze gehören alle Bewohner zusammen. Glaubst du, daß es schön wäre, wenn die Bauern im Illertale andere Gesetze hätten, als die Rettenbacher? Vor 150 Jahren war es so. Von einem Bezirksamt Memmingen war nichts bekannt; denn unser Heimatgebiet war noch aufgeteilt in Herrschaften. Es regierten Äbte, Adelige Ritter, Patrizier und die Stadt Memmingen. Die kleinste Herrschaft Hetzlinshofen besaß ein Schloß und nur 1,5 qkm Land. Bei der Bauernfliehburg Speckreu (Gemeinde Engetried) steht heute noch ein dreikantiger Grenzstein. Man liest: Herrschaft Rettenbach, Herrschaft Stein, Herrschaft Ottobeuren. Alte Grenzsteine mit Wappen kannst du mancherorts noch entdecken. Du merkst, seinerzeit war man noch schneller im „Ausland" als heute; und immer wieder hieß es: „Zollstation!" Ein Übel für die Fuhrwerke aller Art.

Im Herbst 1802 ist das über Nacht anders geworden. Napoleon sagte zum bayerischen Kurfürsten: „Weil du mir im Kriege geholfen hast, sollst du König werden!" Da hatte der Kurfürst gelacht und gemeint, er wäre dann nicht mehr als ein Spielkartenkönig - ein König ohne Land und Volk. Darum nahm

man den Klöstern, den Patriziern, den Rittern und Grafen allen Besitz samt Dörfern, Äckern und Wäldern und fragte nicht, ob es recht oder unrecht war. Seitdem sagte man nicht mehr Herrschafts-, sondern Staatswald. Das Geschichtsbuch nennt diese Zeit Säkularisation. Da die Herren nun nicht mehr regieren durften und eine einheitliche Verwaltung eingeführt werden sollte, mußte das Gebiet neu eingeteilt werden. Es entstanden zuerst die Landgerichte Grönenbach, Memmingen und Ottobeuren. Erst im Jahre 1861 wurden diese aufgelöst und dem Landgericht Memmingen angeschlossen. Seit 1862 heißt es Bezirksamt Memmingen.

II.

„Schlehen im Oberland", singt der Unterländer. Nimmt es dich wunder? Schaue einmal die Bezirkskarte genau an. Im Süden liegt das Land fast 200 m höher. Die Bauern sagen: „Bei eis zieht der Boyerwind!" Reicher fallen die Niederschläge, länger und härter sind die Winter. Ganz dünn liegt die lehmige Humusdecke auf dem Kies; ja, da und dort schaut gar der nackte Fels hervor. Das ist eben das Vorland des Allgäus mit seinen stillen Tälern, den bewaldeten Moränen und den weiten, grünen Weiden. Die Legauer Hochfläche ist noch am fruchtbarsten. 77 Meter höher als sie ist der Hohe Rain. Stolz grüßt er mit seinen Tannen und der Kronburg in das Land. Er ist unser „Wolkenverteiler und Gewitterlenker". Zu seinen Füßen beginnt das Memminger Trockental. Es liegt zwischen Grönenbach und Heimertingen. 20 km lang und 6 km breit ist das Tal. Größere Wasserläufe fehlen; aber an kleinen mangelt es nicht. Um Memmingen besteht der Boden aus Almerde. Nördlich der Stadt wird das Gebiet recht fruchtbar. Die Eisenburger Höhe sorgt für gute Bewässerung. Roth, Auer, Otter und der Wiesenbach treten ihre Reise an. Am größten wird die Roth. Sie eilt zum Booser Ried. Ganz eigenartig wird hier die Landschaft; seltene Pflanzen findet der Blumenfreund. Die leutescheue Tierwelt aber bekommt guten Unterschlupf und reich gedeckten Tisch. Auch im Benninger Hoppenried finden die Sumpfvögel ein Paradies. Zäher Bauernfleiß hat große Teile der Riede in Kulturland umgewandelt.

Die östliche Hälfte unseres Bezirksamtes wird bis zur Bahnlinie Memmingen - Sontheim von langen Hügelketten durchzogen. Schon die Ortsnamen erzählen, daß dieses Gebiet ge-

rodet wurde. Vor tausend Jahren begann der Mensch die Wälder zu fällen (roden-rieden), die Bäume anzubohren (schwenden) oder zu verbrennen (Vogelsang, Gsäng, Brandholz). Aus den Blockhütten im Walde entwickelten sich die Dörfer und Weiler. Viel Wald wurde schon geschlagen; er war einst der Reichtum der Bewohner beider Günztäler. Der Wald ist aber auch unser einziger Wasserspender. Wenn wir ihn nicht schonen und ihn vollends den hungrigen Öfen und Autos ausliefern, werden unsere Felder austrocknen. Die Menschen werden hungern.

III.

Wenn unsere Heimaterde reiche Schätze an Eisen, Kohle oder Öl enthielte, dann wäre Memmingen eine Großstadt mit zahlreichen Hochöfen und Fabriktürmen geworden. Der Mensch kann nicht tun, was er will. Er ist an seine Scholle gebunden und an die Schätze, die ihm von der Erde geliefert werden. Im Nordwesten unseres Bezirksamtes war schon immer der Getreide- und Hopfenbau vorherrschend. Im Süden fanden Kienspanschneider, Pechsammler, Schindelmacher, Ameisler und Köhler die weiten Wälder. Dazwischen lagen die Getreide- und Flachsfelder der kleinen Bauern, die nebenbei Kleingewerbe ausübten.

Das Allgäu war früher die Heimat der Flachs- und Fadenspinner, der Stricker, Bändelwirker, Tuch- und Teppichweber, der Bleicher und Walker. Ihre Erzeugnisse verkauften sie auf dem Memminger Webermarkt. Großhändler fuhren jährlich tausende Leinwandballen in die Schweiz und nach Italien. Die geringen Erzeugnisse an hausgemachter Butter und Käse verhausierten die Schmalzhändler und Schmalzsieder. Weiß- und Rotgerber kauften die Häute der Rinder. Ölmühlen und Windstampfen verarbeiteten den Lein. Unter den Stuben- und Stallböden stöberte der Saliter, um aus der Erde Salpeter zu gewinnen. Bei Künersberg wurde die Erde zu Porzellan verarbeitet und der Lehmboden unseres Bezirks erlaubte überall die Errichtung von Ziegeleien; nur etliche Ziegeleien sind heute noch im Betrieb. Seltener waren die Glashütten. Sie standen im Otterwald, im Benningerwald, bei Stephansried, Frickenhausen und Oberhaslach. Der Grönenbacher Uhrenmacher Weißenbach versuchte sogar die Seidenraupenzucht. Ein strenger Winter verdarb ihm zwanzigtausend Maulbeersträucher. Um Memmingen, Lautrach, Grönenbach und Ottobeuren wurde Hopfen

gebaut. Die Bräuer sotten Braunbier. Um die Zeit, da die Herrschaftsgrenzen fielen, erfand ein Überbacher einen neuen Webstuhl. Darauf konnte man in der Stunde zwanzigmal mehr Stoff weben als mit den üblichen Stühlen. Fabriken entstanden. Die fleißigen Allgäuer Weber wurden brotlos und mußten einen anderen Beruf erlernen. Professor Liebig führte die künstliche Düngung ein. Die Ernteerträge verdreifachten sich. Die Bauern vergrößerten ihre Ställe und bauten an den Hof den sogenannten Wiederkehr. Dorfsennereien entstanden. Die Schmalzhändler wurden Käser. Vor hundert Jahren wurde das Allgäu die große Käseküche des deutschen Landes. Jetzt ist es nicht mehr das Land der Schlehen; nun fließt die Milch in Strömen. Rund 47 000 Stück Vieh zählte man vor 40 Jahren in unserem Bezirke; um Kempten aber 52 000. Seitdem ist der Viehstand wesentlich gestiegen, muß aber jetzt wegen Kunstdüngermangel verringert werden. Ein Drittel unserer Bodenfläche ist Wiesen- und Weideland, 40 v.H. Ackerfläche, der Rest ist Wald, Wasser und Ödung. 65 Prozent der Bevölkerung lebt von der Landwirtschaft.

IV.

Am Dienstag läßt mancher Bauer die Arbeit ruhen. Er zieht sich besser an und fährt in die Stadt. Vollbesetzt sind an diesem Tage die Omnibusse und Personenzüge. Vollgepropft sind die Taschen und Rucksäcke der Bauern und Bäuerinnen. Güterzüge rollen im Memminger Bahnhof ein. Pferde, Kühe, Kälber und Schweine werden ausgeladen und zum Schlachthof oder Viehmarkt getrieben.

In den Straßen der inneren Stadt wimmelt es heute von Menschen. Bald verschwindet die kauflustige Bevölkerung in Geschäftshäusern, Fabriken, Lagerhäusern und Wirtschaften. Niemand fährt zum Vergnügen in die Stadt. Jeder hat etwas zu kaufen, zu tauschen oder zu bestellen . Andere müssen in irgend ein Amt, um sich gestempelte Ausweise zu holen. Braucht der Bauer ein Pferd oder eine Kuh, begibt er sich zum Schweizerberg. Dort kann er sich ein Tier aussuchen gegen Barzahlung. Gegen Mittag findet sich die Landbevölkerung im Gasthaus ein. Jedes Dorf hat sein eigenes Stammlokal im „Roten Ochsen", in der „Blauen Traube", im „Bauerntanz" oder in irgend einem anderen Gasthaus. Memmingen hat schon gesorgt, daß jeder seinen Hunger stillen kann. Wieder sind die Taschen vollgestopft mit Waren. Es sind Erzeugnisse der Stadt. So arbeitet

und hilft einer dem anderen. Stadt und Land gehören zusammen. Durch solche Zusammenarbeit ist Memmingen auch groß geworden. Noch vor hundert Jahren zählte die Stadt nur 6 300 Einwohner. Heute sind es fast fünfmal so viel (1910: 12 000 Einwohner). Seit Jahrhunderten ist Memmingen der Mittelpunkt des Handels und des Verkehrs. Einst fuhren auf holperigen, schmalen Straßen die Botenkarren, die Botenfuhrwerke, die Gabelfuhrwerke der Großhändler in die Stadt. Sie konnten den zunehmenden Verkehr nicht mehr bewältigen. Da kam zur rechten Zeit die Eisenbahn, anno 1862 die Bahnlinie Memmingen-Ulm; 1863 Memmingen-Kempten; 1874 Memmingen-Buchloe; 1889 Memmingen-Leutkirch; 1900 Memmingen-Ottobeuren; 1904 Memmingen-Legau. Die Botenfuhrwerke und die Postkutschen verschwanden von den Straßen. Jetzt steht die Eisenbahn selbst im Wettrennen mit dem schnelleren Personenauto und dem Lastwagen. Wer selbst ein Auto steuern will, muß vom Landrat die Erlaubnis holen. Im Landratamt sind viele Zimmer. An den Türen hängen Schilder mit den Aufschriften: Verkehrswesen, Schulwesen, Forst und Jagd, Handel und Industrie. Der Landrat sorgt für Ruhe, Ordnung und Sicherheit in seinem Gebiete. Der Kreistag und die Bürgermeister helfen ihm dabei. Die Eltern wählen diese Volksvertreter alle 4 Jahre.

INHALT

Im Unterland

Gott schütze unsere Fluren! 5
Wie Heiligenbauers Franzl drei Ohrfeigen bekam 6
Drunten im Unterland 8
In Eisenburg 11
Im Illergries 12
Die Zerstörung Fellheims 13
Die drei Reiter 15
Aufrichtspruch 18
Stadelmeister und Zehntknecht 18
Die Glasbläser im Otterwald 20
D' Stoihoimer 22
Der Cholerakaplan von Boos 23
Uli, der Dorfhirte 25
Das Ried brennt 26
In der Booser Lehrsennerei 28
Das „Rühre" 30

Das Illertal und die Legauer Hochfläche

Der Grabhügel im Walde 32
Der Balthesbauer 33
Eine Floßfahrt auf der Iller 36
Wie die sieben Schwaben auf der Kronburg gefangen saßen . . 38
Wir fahren nach Legau 41
Föhneinbruch im Alpenvorland 43
Wetterglas und Bayerwind 44
In der Kartause Buxheim 46
Der feurige Mann 48
Warum die Leute nach Steinbach wallfahrten 48
Der wilde Jäger 50
Der Hühnermord in Volkratshofen 51
Das Sühnekreuz 52

Kreuz und quer durchs Memminger Trockental

Der Römerturm bei Sankt Martin in Memmingen 53
Wie Memmingen eine Stadt wurde 57
Das Memminger Stadtwappen 59
Der Nachtwächter 60
In Memmingen ist Fischertag 65
Der Gaul in der Wiege 68
Im Benninger Ried 68
Wie die Riedkapelle entstand 70
Künersberg 71
Die Geologischen Orgeln auf Bossarts 72
Niederdorfer Bärefanger 73
Ein Sonntag in der Ehewiesmühle 74
Der Kundschafter 76
Der Herr vom Hahnentanz 79
Kennst du die Pappenheimer? 81
Inschrift am Grönenbacher Schloßeingang 84
Feierliche Huldigung in Grönenbach 84
Pfingstmarkt in Grönenbach 87
Die Sage vom Buschel bei Zell 89

Im Westgünz- und Krebsbachtal

Das Westgünztal 91
Wie Graf Silach einen Reichshof baute 93
Die Basilika von Ottobeuren 94
Ottobeurer Kirchweih 98
Vom kleinen Haus in die große Welt 100
Mit Bruder Emilian durch das Ottobeurer Museum 101
Am Ulrichsbrünnele 105
Die Sage vom Buschelberg bei Ottobeuren 106
Die Schatzgräber 107
Tage des Schreckens 108
Bruder Alex 109
Schwäbische Fasnachtsprüche 110
An der Sprachgrenze 110
Die Bibelsberger Linde 111
Böhener Brunnen 112
Wie der hl. Rochus seinen Zeigefinger verlor 113
Holz und Stroh zum Wendlefuir 114

Die Köhler im Schweinwald 117
Der Krebsbach 119
In Hawangen 120
Hawanger Gugger 120
Hiltbrand Memminger auf Schloß Hundsmoor 121
Der Hüterbub von Stephansried 122
Die Kirchenwacht 125
Wie Johannes Zick ein Kunstmaler wurde 127
Der Lerchenberg 129
Der Schatz von Rummeltshausen 130
Doktor Johannes Eck 131

Im Schwelk- und Ostgünztal

Im Griestal 135
Der Geist im Schloß Stein 137
Die Kapelle Maria Schnee 137
Rettenbacher Hausinschrift 138
Der Feuerwagen von Rettenbach 139
Leonhardiritt in Gottenau 139
Die Frechen von Rieden 141
Der Saliter von Sontheim 142
Ein Erkheimer Brief aus der Schwedenzeit 144
Daxberg oder Tagsberg? 145
Das Frickenhauser Zehntbüchlein 146
Der Dankelsrieder Sauerbrunnen 146
Holla, holla Klopferstag 149
Unser Bezirksamt 152

Mitarbeiter:

Auerbacher Theresia, Lehrerin in Boos, geb. am 9. 1. 1918 in Ottobeuren. - Braun Walter, Archivar in Memmingen, geb. am 6. 8. 1905 in Kempten/Allgäu. - Breitsammer Anna, Bezirksoberlehrerin in Ottobeuren, geb. am 11. 2. 1902 in Landshut. - Fischer Ferdinanda, O.S.F. Maria Stern in Ottobeuren, geb. am. 10. 7. 1912 in Oberwiesenbach. - Geiger Walter, Graphiker in Ottobeuren, geb. am 18. 8. 1907 in Ottobeuren. - Huber Magda, Lehrerin in Ottobeuren, geb. am 21. 1. 1925 in Ottobeuren. - Jörg Erika, Schülerin von Zell, geb. am 21. 12. 1932 in Landsberg/Lech. - Kleber Friedrich, Lehrer in Markt Rettenbach, geb. am 19. 9. 1919 in M.Rettenbach. - Lipp und Köbele, Schülerinnen der 8. Mädchenklasse Ottobeuren, geb. am 16. 9. 1932 in Erfurt und am 1. 7. 1933 in Ottobeuren. - Mayr Ulrike, O.S.F. Oberin, Maria Stern, Ottobeuren, geb. am 30. 12. 1884 in Talhofen bei Markt Oberdorf. - Miller Maximilian, Lehrer und Schriftsteller in Kornau, geb. am 16. 6. 1901 in Mindelheim. - Reiner Rupert, O.S.B. Prior in Ottobeuren, geb. am 21. 3. 1897 in Lauingen. Schnieringer Karl, Lehrer in Ottobeuren, geb. am 12. 11. 1904 in Böhen.